

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Gymnasium zu Steglitz

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens

Zur Geschichte der Anstalt

Lück, Robert

[Berlin], 1911

II. Teil. Festaufsätze verschiedenen Inhalts.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7255

II. TEIL.

FESTAUFsätze VERSCHIEDENEN INHALTS.

II THE
FESTIVALS, THE VERSCHIEDENEN INHAREN

INHALTS-VERZEICHNIS.

| | Seite |
|--|-------|
| Zum 29. April 1911 | 1 |
| Von Professor Dr. Otto Binde. | |
| Gymnasium und Universität | 6 |
| Ansprache. Von Direktor Dr. Robert Lück. | |
| Ein feste Burg ist unser Gott | 14 |
| Von Professor Karl Todt. | |
| Der Apollo vom Belvedere | 39 |
| Von Professor Dr. Gerhard Schultz. | |
| Sokrates | 57 |
| Dramatisches Gespräch von Paul Gerhardt. | |
| Proben aus Ovids Fasten | 71 |
| Von Professor Dr. Otto Binde. | |
| Die Cornelia-Elegie des Properz | 75 |
| Freie Nachdichtung von Paul Gerhardt. | |
| Die Schule und die politische Bildung unseres Volkes | 78 |
| Von Professor Dr. Richard Gorgas. | |
| Ein unterschätzter Vorzug der deutschen Schule | 93 |
| Betrachtungen eines alten Schülers. | |



Zum 29. April 1911.

Von Professor Dr. Otto Binde.

In neues Wesen, sich Organe schaffend,
Geschwellt den Puls von stolzem Lebensmut,
Der echte Sproß aus uns'rer Sieger Blut,
Jungdeutschland, ringst Du, Erdenmacht erraffend,

Die keck'rer Völker Gier, als noch, erschlaffend
In trübem Zwist, Du wie im Bann geruht,
Sich längst erwarb; und sieh, schon trägt die Flut
Zum Port Dir Ernten, deutschen Kiel umklaffend.

Und allwärts spürt man Zugang stolzer Habe,
Die Hauptstadt wächst, der Millionen Heim;
Vielfält'gen Könnens Preis ist reiche Gabe:

Hin ist die Zeit, wo noch an Trieb und Keim
Idyllisch fand im Vorortgärtchen Labe
Ein Heinrich Seidel, feiernd sie im Reim.

Gewalt'gen Strebens Hochstrom wirft, ergossen,
Die Brandungswoge bis in unsern Ort,
Ein neuer Stil schafft Wohlsein und Komfort
Den breiten Massen, die herzugeflossen:

Am Baum der Menschheit zukunftsfrohe Sprossen,
Zu Licht und Sonne drängen sie; der Sport
Stählt ihre Glieder, durch das Luftmeer fort
Schon steuern wir, des Schneckengangs verdrossen.

In anderm Tempo lebt man. Neue Richtung
Nimmt, unstät flackernd, der Empfindung Glut,
Und neu Gefäß sucht neuem Most die Dichtung.

Gewerb und Technik mit beschwingtem Mut
Dringt vor, durchbrechend alte Standesschichtung,
Und jähler schießt, je mehr sie schwillt, die Flut.

Des Neuen Schwall reißt rascher ins Vergessen!
Und spült er, ach, nicht rettungslos dahin
Was noch erfüllt der Väter Herz und Sinn?
Wo will's hinaus mit nns? Wer mag's ermessen?

Frommt's, Überlebtes an die Brust zu pressen?
Bringt eigensinnig Trauern denn Gewinn?
Verheißt nicht mehr Frucht völl'ger Neubeginn?
Und widert nicht dem Gaum eintönig Essen?

— Doch daß im Sand der Nied'rung nicht verflache
Der Strom, verengt den Schiffahrtsweg der Deich;
Man sperrt das Tal dem zu geschwinden Bache.

Nur tiefgewurzelt in des Ackers Reich,
Wölbt breit ausladend sich zum Schattendache
Der Baum und formt ein üppig Fruchtgezweig.

Wie sich der Wolken Chaos heiternd glättet,
Getrübte Strömung sich von selber klärt,
Und aus Gewirr die Ordnung wiederkehrt,
Wenn bunten Tanz geheim Gesetz entkettet:

So auch im Lebenswirbel nur sich rettet
Wer, sich beschränkend, höhern Willen ehrt,
Gewies'nen Platz füllt, harrend sich bewährt,
Nach seiner Decke Maß sich streckt und bettet:

Auch uns'rer Schulen ihren Platz hat jede;
Auf eig'nen Wegen dienstbereit dem Land,
Steht sie gerechter Prüfung willig Rede.

Heil jeder, wenn den Jünger, der sich fand,
Sie noch zur Zeit — so schlichtet sich die Fehde —
Zu seinem Glücke weist und seinem Stand!

Tief unter Tage schürft nach Erz der Häuer —
Antike Weisheit gleicht dem Grubenlicht:
Zu spä'h'n nach Goldes Adern in der Schicht,
Der neugebroch'nen, dunkeln, uns sei Steuer

Die Lehre Plato's und ein Wertmaß, teuer
Erworben zwar und ohne Mühsal nicht,
Doch Rüstzeug auch, dem knickend niederbricht
Sophistenwahns geblähtes Ungeheuer!

— Und Du, Homer, mit Deines Teppichs Buntheit
In Fabelpracht entfaltend Zeitenferne!
Mensch! Philosoph voll köstlicher Gesundheit!

Horaz auch, Schalk, der lachend lehrt so gerne,
Wie trifft dein Spott des Aberweisen „Rundheit“!
Und all ihr Dichter, leuchtend wie die Sterne!

Problemen einst, daran noch wir uns üben.
Gabt ihr Gestalt, sie sind ans Licht gerückt —
Gleich Paradigmen, Tafeln eingedrückt —
Durchlebt, geklärt, mit scharfem Riß umschrieben;

Zwar nicht als ob zu lösen nichts geblieben
Und jede Formel klipp und klar geglückt:
Nein, nie erschöpft, erstarktem Holz entschickt
Der Wald sein Leben in erneuten Trieben.

Ein Vorspiel nur zu andern Möglichkeiten
War was, in Diesseitskultus eingeschränkt,
Gelebt, gelitten die antiken Zeiten:

Wir seh'n das Weltgeschehen umgelenkt
Vom sonn'gen Meere nordwärts und in Weiten,
Seh'n über's Grab des Strebens Ziel gedrängt.

Und über allem steht ein hohes Walten;
Wer ist's, der's nennend zu erfassen wagt?
„Wort“ „Urgrund“ „Liebe“ hat man wohl gesagt —
Wir fühlen nur sein machtvoll Umgestalten.

Im kleinsten auch! In Deines Seins Entfalten
Tagtäglich spürst Du, wie herein es ragt:
Hier feilt es scharf, dort stützt es was verzagt,
Vernichtet dies, um jenes zu erhalten.

Hier springt und sprudelt alles Guten Quelle,
Der Born der Schönheit, aller Kräfte Trost,
Hier tagt dem Kämpfer tiefsten Wahrspruchs Helle,

Hier wird dem Zweck sein Werkzeug auserlost:
Nicht blind und planlos trägt uns ja die Welle,
So wilderregt im Sturm sie uns umtost.

Jungdeutschland, so nicht alle Zeichen trügen,
Ist auch berufen noch zu höherm Los:
Bei allem Blut, das seiner Einheit floß!
Geschloss'ner noch wird sich's zur Größe fügen,

Wird senden über See in Werbezügen
Was Fleiß erzeugte, des Erfolgs Genöß;
Jungfräulich Land harrt noch auf Rind und Roß,
An Kibo's Schneehaupt Schollen aufzupflügen.

Doch auch daheim, hier in Europens Mitte,
Winkt würd'gem Ringen noch manch weites Feld,
Kultur im höchsten, Förd'ring edler Sitte,

Auch hier sind Ziel und Preis uns noch gestellt:
Ausbau und Ausgleich, daß mit Göttertritte
Gedeih'n und Ordnung wandeln seh' die Welt.

Auch, Steglitz, Du, die jungen Glieder reckend,
Tatst einen ersten Schritt einst auf der Bahn,
Als wir erstehen dies Gymnasium sah'n
Aus kleinem Anfang, große Hoffnung weckend.

Die Schwierigkeiten, im Beginn wohl schreckend,
Man überwand sie, frisch dann ging's hinan,
Die Räume wuchsen, vieles ward getan,
Und Freude kam, der Mühen Einsatz deckend:

Schiedlichen Sitz hat so sich hier erlesen
Das Altertum, bewährt als Tauchergrund,
Zu Wissenschaft aus Wirrnis zu genesen —

Gib denn im Zeitenwandel, Schule, kund,
Dass du Organ bist jungem deutschem Wesen,
Im Äußern schmuck, im Innern kerngesund.



Gymnasium und Universität.

Ansprache bei der Entlassung der Abiturienten am 21. September 1910.

Von Direktor Dr. Robert Lück.

Der heutige Tag, der Sie, liebe Abiturienten, hierher geführt hat, um von der Schule verabschiedet zu werden, ist von besonderer Bedeutung für die Geschichte des höheren Schulwesens. Es war gerade vor 100 Jahren, am 21. September 1810, als die preußische Zentralbehörde für das Unterrichtswesen den Lehrplan entgegennahm, durch den das neuhumanistische Gymnasium geschaffen wurde.

Das ruft große Erinnerungen wach: Es stellt uns vor Augen, daß unser Gymnasium seine Entstehung den ersten Geistern jener Zeit verdankt. Wilhelm von Humboldt, Friedrich August Wolf, Friedrich Schleiermacher u. a. sind es, die in der neuen Form des Gymnasiums ihre auf umfassenden philosophischen und fachwissenschaftlichen Studien, auf reicher praktischer Erfahrung ruhenden Gedanken von den höheren Bildungsbedürfnissen, ihre ideale Auffassung von den höheren Bildungszielen zum Ausdruck gebracht haben! Diese großen Männer haben unserem Gymnasium seinen Adelsbrief verliehen, zu diesen unseren geistigen Ahnen müssen wir auch heute immer wieder zurückkehren, um hohe Gesichtspunkte, um Kraft und Mut für unsere Arbeit von ihnen zu empfangen.

Wir wollen weiter daran denken, daß man diese durchgreifenden Reformpläne entwarf und ins Werk setzte zu der Zeit, als unser preußisches Vaterland am tiefsten darniederlag. In ihnen spricht sich dasselbe Vertrauen auf die ungebrochene innere Kraft unseres Volkes, derselbe Geist des Mutes und der Hoffnung aus, der die Königin Luise beseelte, der die großen Patrioten, einen Stein, einen Fichte, einen Arndt zu kühnen Worten und kraftvollem Handeln entflammt hat. Vergessen wir nie, daß das humanistische Gymnasium ein kostbares Vermächtnis großer Zeit und genialer Männer ist. Diejenigen, die es heutzutage verteidigen, können dies tun in dem Gefühl des Stolzes auf seinen Ursprung wie auf seine Leistungen in dem verflossenen Jahrhundert, sie

können durchdrungen sein von dem erhebenden Bewußtsein, daß sie der Nation ein hohes Kulturgut erhalten wollen. Wer aber ein humanistisches Gymnasium besucht, muß es als seine Pflicht betrachten, sein Ansehen und seinen guten Ruf zu fördern und nicht zuzulassen, daß jemand seine Ehre antaste.

Doch ich will diese Gedanken nicht weiter verfolgen, um länger bei einem anderen Punkte zu verweilen, der uns bei der Rückschau in die Werdezeit des Gymnasiums vor die Seele tritt. Die Neugestaltung der höheren Schule, die Wilhelm von Humboldt als Leiter der preußischen Unterrichtsverwaltung im Jahre 1810 vornahm, stand im engen Zusammenhang mit einer zweiten großen Bildungstat, die er im gleichen Jahre vollbrachte, mit der Gründung der Universität Berlin. Wie er hierbei dem ganzen Hochschulwesen den neuen und tieferen Inhalt gab, die Einheit alles menschlichen Wissens, die *universitas litterarum*, in sich darzustellen, so wies er dem Gymnasium als Hauptbestimmung zu, für die Universität vorzubereiten. „Der Staat hat die Pflicht — mit Humboldts eigenen Worten zu reden — seine Schule so anzuordnen, daß sie den höheren wissenschaftlichen Anstalten gehörig in die Hände arbeite. Die Schule muß ihren Zögling so hinstellen, daß er physisch, sittlich und intellektuell der Freiheit und Selbständigkeit überlassen werden kann, und, vom Zwange entbunden, nicht zu Müßiggang übergehen, sondern eine Sehnsucht in sich tragen wird, sich zur Wissenschaft zu erheben, die ihm bis dahin nur gleichsam von fern gezeigt war.“ Mancherlei Wandlungen hat das Gymnasium seit jenen Tagen durchgemacht, aber es hat stets nur dann seine volle Kraft auswirken, nur dann den reichsten Segen entfalten können, wenn es dem Grundgedanken seiner Schöpfer, eine Gelehrtenschule zu wissenschaftlicher Vorbildung zu sein, treu blieb. Heute, wo wir auf seine hundertjährige Geschichte zurückblicken, wo das Jubiläum der Universität Berlin vor der Tür steht, fühle ich es mir darum besonders nahe gelegt, in aller Kürze die Frage zu beantworten, was das humanistische Gymnasium als Vorbereitungsschule für akademische Studien leisten kann und leisten muß, und was es auch Ihnen, liebe Abiturienten, hat sein und leisten wollen.

Was der angehende Student auf die Universität mitbringen soll, es wird sich zusammenfassen lassen in die drei Forderungen: reiches Wissen, geschulte Geisteskraft, wissenschaftliche Gesinnung!

1.

Wer Hochschulstudien mit Nutzen und Erfolg treiben will, braucht dazu eine nicht geringe Summe von Vorkenntnissen. Gerade die großen Mängel in dieser Hinsicht hatten den Hauptanstoß zu den Humboldtschen Schulreformen gegeben. Die höhere Schule des 18. Jahrhunderts, meist dem Einfluß

des Staates entzogen, bot ein buntes Bild der mannigfachsten Gestaltungen dar. Hauptsächlich in den Dienst der Berufspraxis, des wirtschaftlichen Nutzens, der Erziehung zum Weltmanne sich stellend, hatte sie die allgemeinen und höheren Bildungsziele vielfach aus den Augen verloren. Darunter litten die Universitäten außerordentlich. Die zu ihnen Übergehenden waren sehr ungleichmäßig und in der Regel durchaus ungenügend vorgebildet. Die Professoren klagten wohl, daß kaum 5 vom 100 ihren Vorlesungen zu folgen imstande wären. Da mußte notwendig die bessernde Hand angelegt werden. Durchgreifende und dauernde Abhilfe konnte nur der Staat leisten. So nahm er die alten Gelehrtschulen unter seine alleinige Obhut und Aufsicht. Er schuf ihre Gestalt und ihr Wesen von Grund aus um; an die Stelle der planlosen Vielheit setzte er die einheitliche Normalform und sicherte durch Prüfungen die Erreichung der neuen Ziele, damit sich nur wirklich Reife die Tore der Universität auftäten. Es ist von Nutzen, sich diesen Gang der Dinge recht deutlich zu vergegenwärtigen. Wir lernen einmal daraus, daß es, wenigstens im Rahmen eines Großstaates, nicht wohlgetan ist, der Bewegungs- und Lernfreiheit einen allzu großen Spielraum zu gewähren. Die Einheitlichkeit braucht darum nicht zur Einförmigkeit und zur öden Schablone zu werden! Vor allem aber möchte ich, daß Sie, meine lieben Abiturienten, Ihr, liebe Schüler, die eine Überzeugung gewinnt: der Lehrplan des Gymnasiums stellt nicht ein willkürliches Gedankengebäude dar, sondern ruht auf sehr realem Grunde und ist Bedürfnissen entsprungen, die noch heute Befriedigung heischen.

Die Rücksicht auf das Universitätsstudium bestimmt also in erster Linie das Maß und die Art der Anforderungen des Gymnasiums. Da kann es sich nun keineswegs darum handeln, dem Schüler etwa einen Auszug aus dem Gesamtwissen, eine Zusammenfassung der Elemente der einzelnen Fachwissenschaften zu bieten. Das würde eine ungeheure Überbürdung, eine heillose Zersplitterung, eine geisttötende Vielwisserei zur Folge haben. Aus der unübersehbaren Wissensfülle können nur einige Gegenstände herausgenommen werden, die dann aber von grundlegender Wichtigkeit sein müssen. Wer Theologie, Jurisprudenz, wer Philologie und alles sonst, was in den Bereich der Sprachen und Geschichte fällt, aus den Quellen studieren will, der kann das nicht ohne gründliche Kenntnis der *a l t e n S p r a c h e n*. Denn auf der Antike ruht unsere eigene Kultur und Bildung, in sie reicht die Wurzel jedweder Wissenschaft hinab. Daher haben die alten Sprachen von jeher im Lehrplan des Gymnasiums als der Gelehrtschule die beherrschende Stellung eingenommen, und sie werden diesen hervorragenden Platz behaupten müssen, wenn Deutschland nicht von der Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungen herabsinken soll. Neben die Sprachen tritt die Mathematik als unerläßliche Vorbereitung für das naturwissenschaftliche Studium,

aber auch wichtig um ihrer selbst willen, wegen ihrer hohen Bedeutung für die geistige Ausbildung. Nennt sie doch Wilhelm von Humboldt geradezu die beste Vorübung für die reine Wissenschaft und rühmt ihre „reizvolle Präzision, Harmonie und Schönheit“.

Liebe Abiturienten! Non multa, sed multum! Weniges treiben, aber dies tüchtig und allseitig — das ist der Grundsatz jeder gesunden Didaktik! Dieser Richtschnur folgt vor allem auch das Gymnasium. Und daran muß es unter allen Umständen festhalten! Es darf nicht mehr Lernfächer und Lernstoffe in sein Reich eindringen lassen, mögen sie auch noch so stürmisch Einlaß begehren. Möge Sie, liebe Abiturienten, der Vorwurf nicht schrecken, die gymnasiale Bildung sei einseitig. Zielbewußte Einseitigkeit ist weit vorzuziehen der charakterlosen Vielseitigkeit! Es gibt in unserem ungeheuren Kulturgetriebe keine andere Möglichkeit seine Selbständigkeit zu behaupten, als daß man an einem bedeutsamen Punkte festen Fuß faßt und hier das Zentrum seiner Tätigkeit sucht. Wenn man da seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft einsetzt, dann gewinnt man die Fähigkeit, fremde Gebiete, welcher Art sie auch seien, sich zu erobern!

2.

Denn diese Fähigkeit, die aus der Schulung und Formung des geistigen Vermögens hervorgeht, ist neben dem Erwerb von Kenntnissen der zweite und wichtigste Bestandteil der Reife für das höhere Studium. Die Wege zu diesem Ziele ergeben sich wieder aus dem Hauptzweck des Gymnasiums, für wissenschaftliches Arbeiten vorzubereiten.

Da gilt es denn zunächst das Gedächtnis zu üben. Das Gedächtnis ist die Schatzkammer für den gesamten geistigen Inhalt. Ein schlechtes und ungeübtes Gedächtnis hemmt jeden Wissensfortschritt in bedauerlichem Grade. Gewiß: verschieden stark ist die Fähigkeit, etwas in der Erinnerung zurückzuhalten. Aber ebenso fest steht, daß durch beharrlichen Fleiß die Gedächtniskraft ungemein gesteigert werden kann. Darum müssen wir auch im Gymnasium kräftige Gedächtnisarbeit von unseren Schülern verlangen. Wir lassen uns darin nicht irre machen durch manche laute Stimmen unserer Zeit, die die Gedächtnisübung als den Geist schädigend und verödend verwerfen. Um so weniger, da sich leicht nachweisen läßt, daß das Gymnasium im Vergleich zu den andern höheren Schulgattungen mit dem verhältnismäßig geringsten Umfang reiner Gedächtnistätigkeit auskommt. Jede Wissenschaft stellt recht hohe Ansprüche auch an das Gedächtnis. Darum, meine lieben jungen Freunde, kann ich Ihnen nur dringend raten, wenn auf der Universität die Fülle neuer Eindrücke und neuen Wissenstoffes auf Sie einströmt, auch Ihrem Gedächtnis eine sorgfältige Pflege

angedeihen zu lassen. Nur so können Sie das, was Sie sich geistig erworben haben, und was Sie sich noch dazu erwerben werden, zu Ihrem dauernden Eigentum gestalten. An Euch aber, lieben Schüler, richte ich die ernstliche Warnung: Schädigt Euch selbst nicht dadurch, daß Ihr die nötige Anstrengung des Gedächtnisses unterlaßt oder leichtfertig ausführt. Ihr bringt Euch dadurch um die Möglichkeit, Eures Wissens froh und über Eure Fortschritte beruhigt zu werden. Später werdet Ihr gerade dem Lehrer am meisten danken, der Euch am strengsten dazu angehalten hat, Euch wertvolle Kenntnisse unverlierbar einzuprägen. Und wie kläglich ist doch der Anblick eines Wissens, das nirgends den Eindruck des Zusammenhanges, der Sicherheit und Festigkeit macht!

Die Gedächtnisübung liefert die nötige Unterlage für das wichtigere Ziel: die Entwicklung der höheren geistigen Kräfte. In dieser Tätigkeit wird das Gymnasium recht eigentlich, was sein Name besagt: der geistige Turnplatz. An passenden Stoffen, durch zweckmäßige Veranstaltungen vom Leichten zum Schweren fortschreitend, werden die geistigen Organe kräftig, gewandt und geschmeidig gemacht, um die Leistungen auszuführen, die ihnen zugemutet werden. Diese Durcharbeitung der geistigen Muskulatur — so zu sagen — diese Entfaltung der geistigen Anlagen ist das, worauf das Gymnasium das Hauptgewicht legen muß. Das stellen auch seine Schöpfer als erstes Erfordernis der Reife für die Hochschule hin. — Darin freilich unterscheidet sich die geistige Gymnastik zu ihrem Vorteil von der körperlichen, daß wir die geistigen Organe nicht so ins allgemeine hin ausbilden, ohne Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse. Vielmehr finden die Übungen, die wir zu diesem Endzweck in der Schule anstellen, auf der Universität ihre unmittelbare Fortsetzung. Wenn wir die Schüler lehren, aus Einzelbeobachtungen und -erfahrungen allgemeine Erkenntnisse abzuleiten, wenn wir ihnen zeigen, wie aus obersten Grundsätzen untergeordnete sich ergeben, wie Regel und Beispiel, Lehrsatz und Aufgabe zusammengehören und sich ergänzen, wie Naturgesetze durch Versuche gefunden und bewiesen werden, wenn wir sie den Gedankengängen großer Schriftsteller nachgehen lassen, oder ihnen die Eigenart geschichtlicher Forschung klar machen, wenn wir dieses und ähnliches tun, dann wenden wir, wenn auch in elementarer Weise, genau dieselben Methoden an, wie die strenge Wissenschaft. Und wo ergeben sich häufigere und fruchtbarere Gelegenheiten zu den meisten dieser geistbildenden Übungen als im Unterricht der alten Sprachen, die auf Schritt und Tritt wissenschaftliche Aufgaben der mannigfaltigsten Art stellen? W. v. Humboldt, der große Humanist und bahnbrechende Sprachphilosoph, hat wohl gewußt, was er tat, und warum ers tat, als er Lateinisch und Griechisch in den Mittelpunkt des gymnasialen Lehrplanes stellte. Es sind goldene Worte, mit denen er die neue,

wissenschaftliche Art des Sprachbetriebes seinem Könige empfahl: „Wenn man die Sprache auch selbst wieder vergißt, meint er, so wird doch ihre Erlernung nicht bloß als Gedächtnisübung, sondern auch zur Schärfung des Verstandes, zur Prüfung des Urteils und zur Gewinnung allgemeiner Ansichten immer und auf die ganze Lebenszeit nützlich und schätzbar sich erweisen.“ Beherzigen auch Sie diese Worte, meine lieben Abiturienten! Sie merken leicht, wie hoch sich dieser, durch tiefstes Nachdenken und reichste Erfahrung gewonnene Standpunkt über die Tagesansicht erhebt, die den Wert des klassischen Unterrichts danach abzuschätzen liebt, was später im Gedächtnis zurückbleibt oder sich praktisch verwerten läßt.

3.

Aus der hingebenden und unablässigen Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, wie sie das Gymnasium fordert, sollen ferner gewisse Eigenschaften des Geistes und Kräfte des sittlichen Wollens erwachsen, die ich wissenschaftliche Gesinnung nennen möchte.

Dahin rechne ich zuerst das Bewußtsein, zu selbständigem Urteilen befähigt und berechtigt zu sein. Unabhängigkeit des Denkens ist eben das wahre Kennzeichen wissenschaftlicher Bildung im Unterschied von der Halb- bildung. Wer in der Lage ist, aus den Quellen selbst zu schöpfen, hat das Recht eigener Meinung, er braucht sich nicht auf Autoritäten zu stützen und fremden Anschauungen blindlings sich zu unterwerfen. Solche geistige Selbständigkeit gewinnt ja im vollen Maße erst der reife Mann. Ihr sehr großes Teil trägt dazu die Universität mit ihrer Studienfreiheit und ihrer auf eigenes Forschen gestellten Lehrart bei. Aber die Schule kann und muß ihr darin wesentliche Vorarbeit leisten. Je älter und reifer der Zögling wird, desto mehr muß er zum Selbstdenken angeregt werden! Wie oft sind auch Sie, liebe Abiturienten, vor dem iurare in verba magistri gewarnt, wie oft gemahnt worden, eigene Gedanken zum Ausdruck zu bringen, zu eigenen Auffassungen den Mut zu haben, selbst auf die Gefahr hin, von großen Kennern und Gelehrten abzuweichen! Freilich wurde dabei mit Recht von Ihnen gefordert, daß Sie solche Ansicht nicht aus bloßem Widerspruchsgeist, aus Eitelkeit oder Originalitätssucht vorbrächten, sondern nur dann, wenn Sie eigene Überzeugung damit ausdrücken und wohl begründen könnten.

Und weiter: Das Wesen der Wissenschaft besteht in der Erforschung der Wahrheit. Liebe zur Wahrheit soll sie darum in der Brust dessen entzünden, der sich ihr hingibt. Mit diesem Wahrheitssinn ist eng verbunden die Duldung fremder Meinung, die Schonung fremder Selbständigkeit. Auch Sie haben gewiß oft schon einsehen müssen, wie in recht vielen Fällen verschiedene Anschauungen nebeneinander Geltung haben können, und daß man gut tut, ehe

man aburteilt, sich auf des andern Standpunkt zu versetzen. Mögen Sie dadurch Milde im Richten sich zum Grundsatz gemacht haben! Unserer Zeit bliebe viel fruchtloser Streit, viel verbitternde Parteiung erspart, wenn man der abweichenden Ansicht mit gerechter Beurteilung und unbefangener Würdigung entgegentreten und auch aus ihr das Seine lernen wollte, eingedenk des fein-geprägten Schleiermacherschen Ausspruches: „Der Denker hat keine Gegner, sondern nur Mitarbeiter!“

Ein Zeichen wissenschaftlichen Sinnes ist ferner die Freude an der Arbeit. Jedes fruchtbare, Werte erzeugende Tun — und nur solchem gebührt der Ehrenname der „Arbeit“ — hat zur Folge, daß es innere Freude und Befriedigung gewährt! Solche Empfindungen begleiten zumal die wissenschaftliche Tätigkeit, die nach dem höchsten Ziele, dem Ziele der Wahrheit, strebt! Diese Lust zur Arbeit, man muß sie schon früh in sich entwickeln. Nichts gibt dem geistigen Leben eine solche Schwungkraft, nichts stählt den Charakter so wie die Arbeitsfreudigkeit. Aus ihr quillt der Ernst, den keine Mühe bleicht, keine Schwierigkeit abschreckt, keine Enttäuschung mutlos macht. Sie spornt zur Beachtung auch des Kleinen und Kleinsten — denn es kann in großem Zusammenhange vielleicht eine ungeahnte Bedeutung gewinnen — sie treibt an, auch da genau und zuverlässig zu sein, wo niemand einen beaufsichtigt und kontrolliert! O, diese Treue im Kleinen, wie ist sie insbesondere der Jugend zu empfehlen, die so gerne gleich ins Große geht und das Kleine übersehen möchte! Mögen auch Sie sich stets vor Augen halten, daß ohne Freude an der Arbeit, ohne Treue und Fleiß weder in der Schule noch auf der Universität wissenschaftliche Arbeit gedeihen kann!

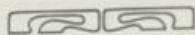
Und nun noch ein letztes Merkmal echt wissenschaftlicher Gesinnung. Meine lieben jungen Freunde! Die Schule entläßt Sie heute als reif! Aber keiner von Ihnen kann denken und wird es auch nicht tun, daß er fertig ist, auch nicht fertig mit allen den Fragen, Gedanken und Anregungen, die ihm hier unsere Unterweisung nahe gebracht hat. Das ist recht so. Das Beste, was das Gymnasium seinen Schülern mitgeben kann, ist der Wissensdrang, das Verlangen, immer tiefer in die Schächte des Wahren und Wesenhaften hinabzusteigen! Dieses Streben dürfen Sie nie erlahmen lassen! Die Aufgabe der Wissenschaft ist unendlich. Je weiter wir kommen, desto unabsehbarer dehnt sich ihr Feld vor uns aus. So darf auch der einzelne Mensch, der sich ihr widmet, nie sich vollendet dünken, nie „ermattet stille stehen!“

Meine Worte, die die Beziehung von Gymnasium und Universität kurz erörtern wollten, haben auch Geltung für die wenigen unter Ihnen, liebe Abiturienten,

die keine akademischen Studien zu treiben vorhaben. Denn jeder höhere Beruf hat eine Seite, wo wissenschaftliche Kenntnisse vorausgesetzt werden und wissenschaftliches Verfahren platzgreift. Muß man doch in jeder Stellung zeigen, daß man arbeiten kann und in tüchtige Arbeit seinen Stolz setzt — kann doch keine Lebenslaufbahn aufwärts führen, deren Leitstern nicht das unablässige Trachten nach dem Höheren und Vollkommeneren ist! Die Männer, die das humanistische Gymnasium gründeten, haben ihm neben jener vorhin beleuchteten engeren von vornherein die viel weitere Bestimmung gegeben, die Bildungsanstalt für alle höheren Berufe überhaupt zu sein, und es darum mit umfassenden Berechtigungen ausgestattet. Im ganzen 19. Jahrhundert sind fast alle führenden Persönlichkeiten auf den verschiedensten Gebieten durch das Gymnasium gegangen, ein Beweis, daß es der ihm gestellten Aufgabe sich gewachsen gezeigt hat. Und das wird auch fernerhin der Fall sein, solange man ihm die Grundbedingungen seines Wirkens unangetastet läßt.

Möge das Gymnasium — das ist unser Wunsch zu seinem hundertjährigen Jubiläum — möge es immerdar die Stätte bleiben, wo zu Gründlichkeit des Arbeitens, zu Klarheit und Selbständigkeit des Denkens angeleitet wird, wo Welt und Menschenleben unter höheren Gesichtspunkten gezeigt und Ziele aufgestellt werden, die über diese Endlichkeit hinausweisen!


Mögen auch Sie, meine lieben jungen Freunde, von solchen Eindrücken, solchen Anschauungen nicht unberührt geblieben sein! Sie haben uns während Ihrer Schullaufbahn, die Sie zum größten Teil auf dieser Anstalt verbracht haben, oft Anlaß gegeben, anzunehmen, auch in Ihrer Seele habe sich mancher Keim entwickelt, der gute Frucht zu bringen verheißt! Es ist kein einziger unter Ihnen — gerne sage ich das — zu dem wir nicht das Vertrauen haben, daß er seinen Weg durch die Welt finden wird. Gott möge Sie segnen und Sie ausrüsten mit allem, was für Ihr Leben in dieser und jener Welt notwendig, heilsam und ersprießlich ist!



Ein feste Burg ist unser Gott.

Ein Beitrag zur Geschichte und Erklärung des Liedes.

Vom Professor K a r l T o d t.

ntscheidet zuletzt im geschichtlichen Leben nicht die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse, auch nicht die Idee, sondern die lebendige Persönlichkeit, die, von jenen getragen und diese verkörpernd, die Welt mit gewaltigem Ruck über sich hinaushebt, so dürfen wir mit Recht behaupten, daß die Reformation Luther ist. Als Goethe elf Tage vor seinem Tode, am 11. März 1832, mit Eckermann ein langes Gespräch über die höchsten Menschheitsfragen führte, da äußerte er auf der hohen Alterswarte geschichtsphilosophischer Betrachtung: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen, wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen“; und schon, als er am 10. Juli 1776 Herdern seine künftige Kirche beschrieb, schilderte er ihm mit jugendlich warmer Empfindung die Cranachschen Bilder in der Weimarer Sakristei: „Luther in 3 Perioden, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl, ganz Mönch, ganz Ritter, ganz Lehrer, das wusch mich wieder von allem Staub.“ Mönch und Ritter aber sind nur Episoden im Leben des Reformators, während die Gestalt des Lehrers ihn nach Wesen und Wirkung zeichnet. Selbst Melanchthon, der ja als Organisator diesen Titel in besonderem Sinne verdient, schreibt an den Leipziger Freund Camerarius über seine pädagogischen Einrichtungen: „tu vides nihil aliud me scripsisse quam quod passim tradidit Lutherus“. Neben und über solchen gelegentlichen Anregungen aber stehen 3 Schulbücher, die der Reformator auch als praeceptor Germaniae seinem Volke selbst in die Hand gegeben hat, die deutsche Bibel, der kleine Katechismus und das Gesangbuch, und ist das lebendige, die Herzen packende Wort das wertvollste Lehrmittel, dann müssen wir unter diesen drei Schulbüchern den Liedern Luthers die wichtigste und nachhaltigste Wirkung zuschreiben. In ein-

zelen von ihnen haben die evangelischen Gedanken wie einst in den Thesen Botenläufer gefunden, deren Kraft auch unter veränderten Verhältnissen nicht erlahmt; da erhebt die Wittenbergische Nachtigall auch im eigentlichen Sinne ihre Stimme, da vor allem erklingt die schmetternde Posaune, die die Mauern Jerichos umbläst. Ist die Reformation Luther, so lebt Luthers Geist in seinen Liedern fort.

Besonders gilt dieses Urteil von dem Liede: Ein feste Burg ist unser Gott. Unsers Herrgotts Dragonermarsch soll es der alte Dessauer genannt haben, und wenn ein allerdings etwas anders gearteter, aber in ästhetischen Fragen sicherlich maßgebender und hier nicht spöttisch urteilender Kritiker, wenn Heinrich Heine von Luthers anderen Gedichten sagt, sie glichen manchmal einer Blume, die auf einem Felsen wächst, manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hin-zittert, so hat er doch auch mit ähnlichem Bilde jenes trutzige Schlachtlied als die Marseillaiser Hymne der Reformation bezeichnet. Gewiß, eine irreführende Benennung, denn ebensowenig, wie der lediglich verneinende Begriff des Protestantismus das tiefste Wesen dieser geschichtlichen Erscheinung beschließt, bilden Angriffsfanfaren den Grundakkord jenes Gesanges, obwohl deutlicher Witz der Ausleger Waffen in der ersten Strophe als Trutzwaffen hat erklären wollen. Und doch, wer möchte das ruhig frohe Sicherheitsgefühl des miles christianus trennen von Kampfesmut und Kampfeslust! Gesungen will und soll das Lied, nicht erklärt, geschweige zerklärt werden, aber dabei besteht allerdings die Gefahr, daß hüben, will sagen von genießenden Ästheten die Poesie zu traditionell schönem Unverstande herabgewürdigt und drüben, will sagen von zerfasernden Logikern mit Achselzucken beiseite geschoben wird. Bei aller Wertschätzung des Unbewußten in der Aneignung gilt es eben doch der Frage ihr Recht zu wahren: Verstehst du auch, was du singst? Rationalismus und Historismus, d. h. das Streben, den vernünftigen Zusammenhang und das Werden aller geschichtlichen Gebilde zu begreifen, sind zudem echt protestantische Forderungen und Erscheinungen, wenn anders mit Recht Luther dort in Worms auch die ratio evidens, einleuchtende Vernunftgründe zur Widerlegung seines Standpunktes fordert, und wenn auf dem Denkmal Melanchthons in Wittenberg die Worte stehen: „ad fontes redeamus, ut Christum cognoscamus“. Darum will ja das Gymnasium, die Schöpfung der Reformation, mit anderen höheren Schulen in seinen Zöglingen das selbständige Denken entwickeln, mehr als diese aber soll und kann es sie zu geschichtlichem Verständnis erziehen, und darum mag auch zur Jubelfeier einer gymnasialen Anstalt die Zusammenfassung und Würdigung der jenem Liede gewidmeten Kleinarbeit historischer und logischer Forschung mit einem gewissen Recht auf dem Plan erscheinen.

Wann ist das Lied gedichtet? so fragt zunächst jenes geschichtliche Interesse, das am Anfang der annalistischen Geschichtsschreibung und auch am Ende des schulgerechten Geschichtsunterrichtes nach tabellarischer Fixierung der Stadt- und Welthistorie drängt. Gewiß, auch wir sind mit Goethe überzeugt, daß das Beste an der Geschichte die Begeisterung ist, die sie weckt, wir kennen auch seinen Spott:

Und die Herren Bredows künft'ger Zeiten
werden draus Tabellen bereiten,
darin studiert die Jugend mit Fleiß,
was sie nie zu begreifen weiß.

Aber solch Spott kümmert uns nicht; denn wir sind uns bewußt, trotz der Betonung jenes elementaren Standpunktes bei dem Geschichtsunterricht unsere oberen Schüler in jeder Stunde zum Verständnis und zur Anwendung eines anderen Wortes von Gottfried Hermann heranzubilden, das derselbe Goethe gern anführte: „est quaedam et nesciendi ars et scientia“. Auch in unserem Falle lautet nun die Antwort auf die gestellte Frage: wir wissen es nicht. Feststellen läßt sich nur, daß das Lied 1529, vielleicht schon 1528 gedruckt ward; denn die kürzlich in Berlin aufgetauchte Niederschrift Luthers vom Jahre 1527 ist eine Fälschung des berüchtigten, von Berliner Gerichten verurteilten Kyrieleis, der die Massenherstellung von Lutherautogrammen überaus geschickt betrieb. Das hat Professor Max Herrmann unwiderleglich nachgewiesen durch einen in der literarischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag, der dann auf ihre Veranlassung gedruckt worden ist und in sehr reicher Ausstattung vorliegt als ein Zeugnis von den verschlungenen Pfaden mühseliger, doch zu sicherem Ziele führender Forschung. Ist aber die herkömmliche, zuerst von Professor Achelis in einem Marburger Universitätsprogramm bezweifelte und allerdings durchaus nicht notwendige Annahme richtig, daß die Lieder Luthers bald nach ihrer Entstehung veröffentlicht wurden, so führt uns diese Tatsache auf das Jahr 1529, auf die Zeit des zweiten Speyerer Reichstages. Ebenso kommt aber auch das Jahr 1528 mit den sogenannten Packschen Händeln in Betracht, wo man einen Angriff der katholischen Reichsstände fürchtete, oder auch das Ende des Jahres 1527. Hier stimmen nämlich mannigfache Vorkommnisse mit der Situation des Liedes auffällig zusammen, im Reich der Märtyrertod des bayrischen Vikars Leonhard Kaiser, in Wittenberg die Pest und in Luthers Hause schlimme Anfälle seines Steinleidens. Alle drei Ansetzungen sind nachdrücklich vertreten worden; die alte auf Johannes Sleidan gestützte Anschauung aber, daß das Lied dem für das literarische Schaffen Luthers auch sonst sehr ergiebigen Koburger Aufenthalt seinen Ursprung verdanke, ist seit Philipp Wackernagels Nachweis endgültig zusammengebrochen vor der

objektiven Urkunde des früheren Druckes, nicht allerdings vor der mit großem Pathos vertretenen subjektiven Erwägung, daß gerade dort Luther von Lebensgefahr nicht habe reden können. Am meisten will auch mir noch immer jene Meinung einleuchten, die von Schneider zuerst eingehend begründet und von Forschern wie Koestlin-Kawerau, Knaake, Kolde, Max Herrmann und Nelle gebilligt worden ist. Danach wurde das Lied aus den Stimmungen geboren, die die oben erwähnten Verhältnisse in Luthers Seele wecken mußten, und zwar um den Allerheiligtag des Jahres 1527, „des zehnten Jahres nach der Zertretung des Ablasses“; so datierte nämlich der Reformator einen Brief an Amsdorf, in dem sich eine ganze Reihe bestechender Anklänge an Wendungen unseres Liedes findet.

Neben dieser Annahme stehen zwei andere. Der Altenburger Diakonus Linke hat 1883 zur Lutherfeier eine Sammlung von 20 hebräischen, griechischen und lateinischen Übersetzungen dieses canticum canticorum Megalandri, der philomela Leucorea, veröffentlicht, aus denen ich hier wenigstens den Schlußvers des berühmten Philologen Philipp Buttmann anführen möchte:

Hoc verbum non pessumdabunt
nec gratiam merebunt;
in nobis Christi spiritus
et munera vigeant;
Tollant corpus, rem
mundique omnem spem,
tollant! iubilent!
non lucrum hinc ferent,
manebit regnum nobis.

Während Linke nun in der schwungvollen lateinischen Vorrede dieses Büchleins der Meinung Knaakes über die Abfassungszeit als der vorläufig wahrscheinlichsten beipflichtete, hat er etwas später in einer besonderen Schrift aus Luthers Werken eine lange Reihe von Zeugnissen allmählich in jahrelanger Stufenfolge zum fortissimo sich steigernden Stimmungen zusammengestellt. Ihren psychologisch notwendigen Schlußakkord bildete nämlich nach seiner Meinung der vorliegende Choral, doch hat diesen unter dem Gesichtspunkte des künstlerischen Schaffens wie des Lutherschen Naturells gleich unwahrscheinlichen Vorschlag bisher kein Forscher angenommen, soweit ich sehe.

Anders steht es freilich mit einem Buche des Straßburger Professors Friedrich Spitta, das unter dem Titel unseres Liedes 1905 erschienen ist und nicht weniger als 400 Seiten umfaßt. Dazu kam dann noch im folgenden Jahre ein starker Nachtrag. Die hier mit großem Scharfsinn verfochtenen Sätze bedeuten eine

vollständige Umwälzung der bisherigen Auffassung. Nach ihr sollte nämlich Luthers Dichtung durch den Märtyrertod „der zwei jungen Knaben in dem Niederland“ Voes und Esch geweckt und 1524 durch die neuen Aufgaben der deutschen Messe, d. h. des Gemeindegottesdienstes, zu besonders fruchtbarer Betätigung gedrängt sein. Dagegen meint Spitta, die schönsten Gesänge des Reformators gehörten einer viel früheren Zeit an, sie seien Gelegenheitsdichtungen des Jünglings, der nicht umsonst schon im Erfurter Studentenkreis den Beinamen David geführt habe; zwischen ihnen und den kultischen Zweckdichtungen des Jahres 1524 bestehe ein unverkennbarer Gegensatz. Aus einer genauen Prüfung der Psalmenkommentare und des lateinischen Vulgatatextes im Unterschied von Luthers damals schon z. T. veröffentlichter Prosaübersetzung der Psalmen versucht er zunächst auch objektive Beweise für die frühere Datierung unseres und anderer Hauptlieder zu gewinnen, aber selbst wenn dieser Nachweis bisweilen bestäche, warum in aller Welt sollte denn Luther auch nach seiner Prosaübersetzung nicht noch gelegentlich die Vulgata als Quelle dichterischer Anregung benutzt haben? Den Gedanken rein zu haben, das war dem Dichter Goethe alle Reime wert, und als er 1823 in Marienbad sein Lieblingsgedicht Hermann und Dorothea — Arminius et Theodora auctore Goethe — im Spiegel der lateinischen Übersetzung nach vielen Jahren wiedersah, schrieb er an den Staatsrat Schultz: „Hier fand ich nun mein Sinnen und Dichten in einer viel gebildeteren Sprache, identisch und verändert, wobei mir vorzüglich auffiel, daß die römische nach dem Begriff strebt, und was oft sich im Deutschen unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohl tut.“ Der verdiente Hymnologe Nelle aber, dem Spitta sein Buch gewidmet hat, meint in seiner 1909 erschienenen Geschichte des evangelischen Kirchenliedes: „Die lateinische Sprache vermag in wenigen Worten viel zu sagen. Das ist für alle Lyrik ein unberechenbarer Vorzug.“ Er will damit erklären, wie die lateinischen Hymnen mit ihren gleichsam in Erz gehauenen Gedanken auf den deutschen evangelischen Kirchengesang, ja noch lange neben ihm gewirkt haben, und jedenfalls stehen vor dem ersten deutschen Druck unseres Liedes vom Jahre 1529 die Anfangsworte des entsprechenden Vulgatapsalmes: „deus noster refugium et virtus“. Auch in Koburg baute ja 1530 der Reformator dem Psalter eine deutsche Hütte und schrieb doch die lateinischen Worte: „non moriar sed vivam et narrabo opera domini“ aus dem 118. Psalm, seinem „lieben schönen confitemini“ mit Noten zum Singen an die Wand seines Zimmers, wo sie der kurfürstlich brandenburgische Leibmedikus Ratzeberger noch nach 20 Jahren las und abschrieb.

Haben also schon diese angeblich streng objektiven, textkritischen Unter-

suchungen Spittas keineswegs zwingende Beweiskraft, so wird er im weiteren Verlauf seiner Darlegung recht subjektiv, — „Summa, es will je der Mäusemist unter dem Pfeffer sein“, sagt Luther selbst in der Vorrede zu den aufs neue gebesserten geistlichen Liedern vom Jahre 1528 oder 29. Der Straßburger Gelehrte spricht nämlich jetzt unser Lied der Zeit des Wormser Reichstages zu; denn nur dieser habe eine solche hohe Spannung mit sich gebracht, aus der jenes Gelegenheitsgedicht sich erklären lasse. Schon vorher hatte ein Erfurter Gymnasialprofessor Gröblier den 15. April 1521 als Geburtstag des Liedes und Oppenheim als seinen Geburtsort nachzuweisen versucht, indem er auf eine alte, besonders durch das Wort von den Teufeln auf den Dächern empfohlene Legende sich stützte. Darin stimmt ihm Spitta nicht bei, sondern faßt seine Meinung in folgendes phantasiebeschwingte Urteil zusammen: „Ich wüßte nichts zu nennen, was gerade in Oppenheim die dichterische Ader Luthers sollte zum Fließen gebracht haben. Denn zu dichterischer Produktion gehört mehr als geistige Vertiefung und Sammlung: künstlerische Inspiration. Nach dieser Richtung dürfte Frankfurt entschieden den Vorzug verdienen. Von dort hatte Luther nicht bloß jenen Brief geschrieben, in dem er allen höllischen Mächten Trotz bietet, von dort wird auch berichtet, wie er sich seiner geliebten Kunst hingeeben hat. Cochlaeus erzählt nämlich hämisch: „in den Herbergen großes Zutrinken, fröhliches Bechern und musikalische Ergötzlichkeit, so daß Luther selbst auf heller Laute spielend aller Augen auf sich lenkte, ein neuer Orpheus, aber in Tonsur und Kutte und darum noch verwunderlicher.““ Hier war L. also offenbar künstlerisch elektrisiert. Was er dort gesungen, waren sicher keine Buhlieder und fleischlichen Gesänge. Es können Lieder eigener Dichtung, es können auch Improvisationen des Augenblicks gewesen sein, und wenn das, so braucht man nicht zu fragen, was deren Inhalt war. So wenig man über den Ursprung der Melodie von „Ein feste Burg ist unser Gott“ bisher Sicheres aussagen konnte, so gewiß ist es, daß dieses Lied nicht ursprünglich am Schreibtisch ausgearbeitet worden, sondern daß es als Lied auf die Welt gekommen ist. Was Luther damals improvisiert haben mag, wird er hernach schnell auf das Papier geworfen haben. Der aber, der ihn als neuen Orpheus verhöhnnte, ahnte nicht, daß diese Stunden jauchzender Fröhlichkeit in Gott, unmittelbar vor einem die Geschichte Europas bestimmenden Ereignis, dem Sänger noch ganz andere Titel eingetragen haben, daß hier der Triumphgesang einer neuen Kirche, einer neuen Zeit geboren ward.“.. Nach diesem kühnen Flug des Hippogryphen kommt dann freilich auch ganz verschämt der Pferdefuß methodischer Nüchternheit zum Vorschein. Eine einzeilige Schlußbemerkung lautet nämlich: „Bei alledem bleibt bestehen, daß es sich auch hier nur um eine Hypothese handelt.“ Gern zollten wir so vorsichtiger Selbstkritik

Anerkennung, aber der kategorische Schlußsatz des dritten Abschnittes macht es uns unmöglich; denn dort lesen wir nach eingehender Würdigung recht später, z. T. verdächtiger, an sich unbestimmter und einander widersprechender historischer Zeugnisse die stolzen Worte: „So ist nach allen Seiten hin der Beweis geliefert, daß die volkstümliche Ansicht“ — auch Heine läßt ja Luther und seine Begleiter mit jenem trotzigem Gesange in Worms einziehen — „über ein feste Burg als gedichtet zur Zeit des Wormser Reichstages die richtige ist.“ Der scharfsinnige, allzuscharfsinnige Forscher hat in seiner Entdeckerfreude und in seinem Entdeckerfanatismus ganz vergessen, daß in der höheren Kritik selbst drei halbe Gründe keinen ganzen, die Mischung von dreierlei Grau nimmer Weiß ergibt.

Nach dieser Ablehnung der Vorschläge Gröblers und Spittas gilt es noch positiv ein paar allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben, die die Unmöglichkeit einer endgültigen Entscheidung vor dem Funde eines urkundlichen Zeugnisses erklären. Ist ein Moment hoher Spannung oder stiller Sammlung die Geburtsstunde des Gedichtes? so lautet die Frage der sondernden Gelehrten, und sie vergessen dabei, daß in der Seele des schöpferischen Geistes eins in das andere übergeht, daß aber Einsamkeit des Dichters Braut ist, und daß trotz allem Gerede von dem in Improvisationen sich entladenden Funken das Wort auch eines Dichters, allerdings keines modernen, gilt:

Schlecht malt die Hand, die fiebernd bebt;
Willst Leidenschaft in Erz Du graben,
So muß Du freilich sie erlebt,
Allein auch überwunden haben.

Sind es persönliche oder allgemeine Erlebnisse und Bedürfnisse, die sich zu diesem Liede verdichtet haben? — so formuliert die Kritik eine zweite Frage mit säuberlicher Unterscheidung, und wieder läßt sie am Schreibtisch außer acht, daß in der Seele des Dichters beides sich nun und nimmer trennen läßt, daß er Persönlichstes zu allgemeiner Weihe verklärt und der ganzen Menschheit Zugeteiltes im eigenen Selbst genießt, ob er nun „ich“ oder „wir“ sagt.

Sind es Gelegenheits- oder Zweckdichtungen? Diese dritte Frage führt wohl etwas weiter, und bei einigen liturgischen Gesängen Luthers ist solche Unterscheidung gewiß ebenso berechtigt, wie bei manchen höfischen Gratulationspoemen Goethes, aber ihre reinliche Durchführung allen dichterischen Schöpfungen gegenüber ist eine Schulfuchserie. Darauf kommt es an, daß im Herzen der wunderbaren Gefühle und Kräfte Gewalt da ist. Was sie zum ersten Mal oder von Fall zu Fall auslöst, die Erschütterung eines persönlichen Erlebnisses oder das Bedürfnis einer großen völkischen Aufgabe, ist gleichgültig. Daß die herkömmliche Abstufung in der Geschichte des Kirchenliedes, die Sonderung etwa in objektive

Bekenntnislieder des kirchlichen Gemeindeglaubens und subjektive Zeugnislieder persönlichen Christenlebens ein von Holz tüchtig gezimmertes Gerüst ist, daß daran der lebendige Leib eines im letzten Grunde überall gleichartigen künstlerischen Schaffens nur zur Strafe paßt, wußte auch vor Spittas Ausführungen jeder, dem überhaupt erst einmal der durchgreifende Unterschied zwischen regulativen Prinzipien ordnender und schließlich immer doch nur registrierender Erfahrung und den constitutiven Prinzipien wahrhaften Seins und Werdens aufgegangen war.

Noch eins muß hervorgehoben werden. Die Situationsschnüffelei und das Aufstöbern von sprachlichen Übereinstimmungen, so beliebt und blendend besonders die letzte Methode auch sein mag, führt doch der Beweglichkeit des Genius gegenüber nur in den seltensten Fällen zu zwingenden Ergebnissen. Wer wollte es wagen, sämtliche gelegentlichen Vor- und Nachklänge bestimmt zu sondern von gleichzeitigen Tönen, selbst wenn alles echt wäre, was da herangezogen wird, wenn wir nicht vielmehr rechnen müßten mit der geschäftigen Pietät und, damit auch das Allzumenschliche nicht fehle, mit der Eitelkeit und dem Erwerbssinn der Schüler, die auch mit der Leiche des verehrten Meisters krebzen. Das berühmte Wormser Gebet z. B., das uns als prosaische Umschreibung unseres Liedes vorgeführt wird, tritt erst 1566 zum ersten Male auf, und Aurifaber, der betrieb-same Famulus Luthers und sammelnde Verwerter seiner Tischgespräche, ist sicherlich kein unverdächtiger Gewährsmann. Sollten wir aber andererseits beim Aufsuchen von Situationen unwillkürlich geneigt sein, Adolf Hausraths Auffassung zu billigen, daß vielleicht doch die Worte „nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“ einen einigermaßen brauchbaren Fingerzeig enthalten für die Ansetzung nach dem 7. Juni 1526 als dem Geburtstag von Hänschen Luther, so kommt Größler und verbietet uns, etwa auch diesen Grund für die gewöhnliche Datierung in Anspruch zu nehmen. Um nämlich seine Ansicht zu stützen, behauptete er zuerst allerdings recht platt, daß Weib nur des Reimes wegen auf Leib gewählt sei, wandte dann aber nach Spittas Urteil mit gutem Humor ein, daß auch der unvermählte und kinderlose Theodor Körner 1813 im Reiterlied von seinem frischen Reitermut singe:

Und hinter ihm liegt Sorg und Not
und Weib und Kind und Herd.

In der Tat ist dieses Reiterlied für unsere Zwecke nicht nur darum bedeutsam, weil es mit den Worten schließt:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf,

auch die angeführte Beziehung erscheint jedenfalls treffender als Spittas eigene Erklärung der Schwierigkeit. Denn er behauptet, daß Luther bei dieser Stelle

vorgeschwebt habe die damals oft vernommene schauerliche Bannformel, womit die Wirtin des Geächteten zu einer wissenhaftigen Witwe und seine Kinder zu ehehaften Waisen ausgerufen wurden, und das in einem gerade nach seiner Auffassung so durch und durch persönlichen Liede. —

Nicht minder unsicher als bei der eben behandelten Frage bleibt manches auch bei der Erklärung des Liedes, und die schier unübersehbare Reihe der bis in die neueste Zeit meist in theologischen, germanistischen und pädagogischen Zeitschriften, aber auch in Tageszeitungen veröffentlichten Aufsätze, Repliken und Dupliken ist einerseits wohl ein beredtes Zeugnis für die weitreichende und unerschöpfliche Teilnahme an diesem Liede, bestätigt anderseits aber auch oft genug das alte Wort von den Gelehrten als den Verkehrten.

Betrachten wir zunächst die Anlage, so lehnt sich unser Gesang nicht so eng wie das bekannte Bußlied an eine biblische Vorlage an. „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“ hält ganz die Gedankenfolge des 130. Psalmes „de profundis clamavi“ fest. Spitta verkehrt sogar auch hier die übliche Auffassung in ihr Gegenteil und meint, vielleicht mit Recht, Luther habe die bei dem ersten Entwurf fünfstrophige Form in die kürzere vierstrophige zusammengezogen, weil er psalmis quam proxima reddere, sich möglichst eng an die Psalmen anschließen wollte; so beschreibt nämlich ein sehr bedeutsamer Brief an Spalatin im Dezember 1523 oder im Januar 1524 die hymnologischen Pläne des Reformators. Ein feste Burg dagegen ist durch den 46. Psalm nur angeregt worden, stellt aber im wesentlichen eine viel freiere Originaldichtung dar und enthält, wenn wir bei Luthers in die biblische Gedankenwelt und Sprache eingetauchtem Geiste überhaupt nach bestimmten Vorbildern suchen dürfen, im einzelnen einen viel größeren Einschlag neutestamentlicher Vorstellungen und Ausdrücke zumal aus dem Johannesevangelium und Epheserbrief. Konnte doch Professor Tschackert sogar den Satz verfechten, das Lied sei erwachsen aus Predigten, die Luther 1528 als Vertreter Bugenhagens über das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17) gehalten habe. Wie eine Umdichtung des Psalmes etwa lauten würde, davon mag einen Begriff geben der Anfang eines Liedes vom Nürnberger Rektor Sebalduß Heyden:

Gott unsre Stärk und Zuversicht,
ein Hilf in Nöten allen.
Drum wir uns wollen fürchten nicht,
obgleich die Welt tät fallen,
und die Berg sänken in das Meer,
und das Meer wütet also sehr,
daß die Berg zusammenrissen.

Ob andererseits Spitta recht hat mit der Behauptung, daß das ganze Lied von vornherein als Christuslied gedacht sei, ist mir mehr als zweifelhaft. Die messianische Ausdeutung der Psalmen, die Luther als Ausleger des alten Testaments in der früheren Zeit einseitig befolgte, braucht ihn doch als Sänger nicht sofort in ihren Bannkreis zu ziehen, selbst wenn Spittas Datierung richtig wäre; im Jahre 1527 vollends hat der Reformator die Grundsätze für seine Erklärung des alten Testamentes schon gewandelt. Erst in der zweiten Strophe vielmehr tritt Jesus Christ als von Gott selbst erkorener rechter Mann auf den Plan. Dann allerdings wird er nach der üblichen Zeichensetzung:

Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten.

sofort selbst Herr Zebaoth und Gott genannt, ganz wie in der neuen Weihnachtsmär das Kindlein in der Krippe. Sollte aber das kriegerische Bild die Übertragung jener alttestamentlichen Bezeichnung für den Herrn der Heerscharen auf den gotterkorenen Vorkämpfer noch nicht völlig rechtfertigen, dann mögen wir uns an Luthers Kommentar zu Sacharja 2, 12 erinnern lassen. Dort nämlich schreibt er allerdings ganz in messianisch befangener Deutung: „So schreibt der Herr Zebaoth: „„mich hat er gesandt““. Eben der redet, ist auch gesandt. Der Herr Zebaoth sendet den Herrn Zebaoth. Es ist wahr, daß dieser Name in der Schrift niemand wird angeeignet ohne dem rechten natürlichen Gott, welcher nur einer ist. Darum gibts sich hie, daß in derselben einigen Gottheit müssen zwei Personen sein, alle beide rechter, natürlicher, einer Gott, beide der Sender und der Gesandte.“ Mit diesen Worten ist nach meiner Überzeugung die herkömmliche Erklärung bewiesen: „kein anderer“, natürlich Mensch und nicht etwa Gott Vater, ist Subjekt, „Gott“ ist Prädikat. Freilich würde unserem theologischen Empfinden, würde auch gerade dem Spruch in dem oben genannten Kapitel des Johannesevangeliums: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen“ mehr zusagen eine andere Deutung. Sie wird durch die in den Drucken jener Zeit sehr willkürliche Zeichensetzung nicht gehindert und von manchen neueren Auslegern gefordert. Danach wären nämlich die drei schließenden Zeilen:

Der Herr Zebaoth
— und ist kein andrer Gott —
Das Feld muß er behalten.

diese drei Zeilen also wären nach einem Punkte eine Doxologie auf Gott,

die letzte Zeile wegen der vorausgehenden Einschaltung mit pronominaler Wiederaufnahme des Subjekts, eine Doxologie etwa wie im Römerbrief (5, 9) der von Luther allerdings auch, aber wahrscheinlich unrichtig als Apposition zu Christus verstandene Satz: „Gott der da ist über alles, gelobet in Ewigkeit“. Doch zerreißt diese Erklärung den Satz- und Sinnzusammenhang jener überschwänglichen, von theologisch-kritischen Bedenken nicht angekränkelten und anzukränkenden Gefühlsäußerungen auf das empfindlichste. Darum erscheint sie mir ebenso falsch wie eine dritte Auffassung. Die will nämlich das Bindewort im gegensätzlichen Sinne fassen und den rechten Mann, den Herrn Zebaoth auch hier zum Subjekt, die zusammengehörigen Wörter: „kein anderer Gott“ zum Prädikat stempeln, unterbricht aber damit die Herzensklänge der fides, qua creditur durch ein korrektes Bekenntnis der fides, quae creditur; so orthodoxe Trinitätsdogmatik im Stil des Athanasianischen Symbols erscheint an dieser Stelle unnatürlich und störend.

Damit sind wir schon auf Einzelheiten gekommen. Bevor ich aber auf noch andere strittige Deutungen einzelner Sätze und Begriffe eingehe, empfiehlt sich vielleicht ein kurzer Hinweis auf ein paar Besonderheiten im Ausdruck und Rhythmus. „W a f f e n“ als Singular in der ersten und „n i c h t“ als gleichwertig dem heute üblichen „nichts“ in der dritten Strophe sind veraltete Formen. Nur noch auf einer früheren Stufe der Lautverschiebung ist jenes Wort auch in der Einzahl als d a s Wappen erhalten, und das ursprüngliche verneinte Pronominalsubstantiv nicht (ni eo wiht) gebraucht die Schriftsprache nur noch in den zusammengesetzten Ausdrücken mit nichten und zu nichte machen. Achten wir aber gerade nach Luthers Vorbild daneben auf das marktgängige und gesprochene Wort der ungelehrten Leute, dann dürfen wir bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen auch hinweisen auf die volkstümliche Wendung der „leichten“ märkischen Sprache: „ich habe nichts nicht getan“. Sie enthält nicht eigentlich, wie flinke psychologische Erklärung meinen könnte, eine doppelte Verneinung mit einfach verneinendem Sinn, sondern pflanzt vom Standpunkt historisch-genetischer Sprachbetrachtung den zunächst nur verstärkenden und dann allein übrig gebliebenen partitiven Genetiv fort. Im 16. Jahrhundert nun hat sich diese sprachliche Entwicklung längst kräftig angebahnt, nach Grimms Wörterbuch seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, ja fast durchgesetzt, wie auch in unserem Liede der Eingang der zweiten Strophe bezeugt. Am Ende der dritten aber erfordert der Reim auf „gericht“ die alte Form, die wir übrigens gelegentlich auch noch in der Prosa des Reformators finden, z. B. „gegen welche der Menschen Ehre ein lauter n i c h t ist“. Ebenso müßig wie unlösbar ist natürlich die Frage, ob in den Worten „auf Erd ist nicht seins gleichen“ die alte volle oder zu einer Verneinungspartikel abgeblaßte Bedeutung des Wortes vorliegt. Dagegen haben wir bei den Wendungen:

„so fürchten wir uns nicht s o sehr“, „und wollt uns g a r verschlingen“, „er ist bei uns w o h l auf dem Plan“ sicher nicht matte und leere Flickwörter, sondern ihren ursprünglichen, inhaltsschweren Sinn anzunehmen, und zwar mag man bei den Worten „so fürchten wir uns nicht s o sehr“, die leider oft gedankenlos in „z u sehr“ verballhornt werden, eine verdeutlichende Handbewegung gern hinzudenken.

Das V e r s m a ß des Liedes ist in der Hauptsache jambisch, nur in der fünften, sechsten und siebenten Zeile jeder Strophe haben wir, allerdings z. T. mit der am Anfang, gelegentlich wohl auch in der Mitte schwebenden Betonung sogenannte Dochmien nach antiker Bezeichnung anzunehmen. Ihren Tonfall mögen Wörter wie Naturwissenschaft und Musiklehrerin, oder besser noch ein Name wie Johann Heinrich Voß veranschaulichen; denn gerade dieser „silbenfressende, zählende und wägende Zyklop“, wie Goethe ihn nannte, erscheint passend als Eideshelfer metrischer Erörterungen. Freilich schon sehr früh hat sich dem rhythmischen Ebenmaß zuliebe eine Unart vorgedrängt, mit Philipp Wackernagel zu reden, zuerst, soweit ich sehe, 1531 im Rostocker Gesangbuch mit seiner plattdeutschen Lesart: „De olle böse Fynd“. Man hat nämlich hie und da versucht, durch Wortfüllsel rein jambisches Metrum statt jener etwas holpernden dochmischen Verse zu gewinnen. So sind z. B. im Berliner Gesangbuch von 1829 neun von diesen drei mal vier Zeilen solcher Glättung unterworfen, und im Schulchoralbuch der Rheinprovinz ist die Verschlimmbesserung dann wenigstens völlig durchgeführt worden. Wir haben also in Luthers Sinn z. B. zu singen und zu lesen: „Frágst Dù, wér er íst, Er héíßt Jésus Chríst, der Hérr Zébaóth“, nicht aber: „und fragst Du, wer er ist, er heißet Jesus Christ, der Herre Zebaoth“. Große Verdienste um die Aufhellung der musikalischen Geschichte unseres Liedes, auf die ich sonst nicht Rücksicht nehmen konnte und wollte, hat sich der Direktor Zelle durch eine Reihe von Programmabhandlungen der zehnten Berliner Realschule und durch seinen Neudruck: Das älteste lutherische Hausgesangbuch, Göttingen 1903, erworben. Er schreibt: „In Luther lebte noch das Sprachgefühl, daß, wie im Nibelungenliede nicht selten, auf eine betonte Silbe wieder eine betonte Silbe folgen kann. Daß nach Luther dies Bewußtsein verloren wurde, steht fest, wer aber heute nichts davon weiß, ist unentschuldig.“

Am Ende dieses Abschnittes müssen wir noch kurz auf drei Fragen eingehen, über die man in der Schule, in literarischen Unterhaltungen sowie in Zeitschriften gestritten hat und noch streitet. Beginnen wir dabei mit dem anscheinend so leichten und unanstößigen Verse: Er hilft uns f r e i aus aller Not. Die Wendung kommt sonst selten vor, z. B. in der Reminiszenz des Martin Behmschen Dreifaltigkeitsliedes:

mein Schöpfer steh mir kräftig bei,
o mein Erlöser, hilf mir frei;
o Tröster wert, weich nicht von mir.

Ist nun das Wort „frei“ nähere Bestimmung zu „uns“ oder „er hilft“? Früher war man mehr für jene Auffassung, und der Professor Bechstein erzählt gar, er habe im germanistischen Seminar die Frage erörtert, ob „uns“ Dativ oder Akkusativ sei; er selbst möchte sich mehr für den Akkusativ entscheiden. In neuerer Zeit neigt man mehr der Erklärung zu, daß „frei“ die Worte „er hilft“ näher bestimme, sei es in dem vollen Sinn „frei und ungehindert“ oder „frei und umsonst“, sei es in der abgeblaßten Bedeutung von „offenbar“ und „wahrlich“, wie wir heute „freilich“, nicht mehr im versichernden Sinn allerdings, adverbial gebrauchen. Beide Erklärungen hat man vertreten und in beliebiger Manier durch mehr oder minder passende Parallelstellen aus Luthers Werken zu bekräftigen versucht. Spitta behauptet sogar, daß wegen des entsprechenden Vulgataausdrucks „mane diluculo“, in der Morgendämmerung, es heißen müsse: „er hilft uns früh aus aller Not.“ Unsere jetzige Lesart aber sei ein bei dem ersten Druck eingeschlichener Fehler, den Luther selbst bei der Korrektur ebenso übersehen habe wie Goethe im Mignonliede die philinische und stilwidrige Wendung: „Dahin möcht ich mit Dir, o mein G e l i e b t e r, ziehn“ statt des allein richtigen „mein G e b i e t e r“, als ob nicht gerade in diesem verallgemeinernden Liede der Gott die sonst so stummen Lippen habe aufschließen können, ja müssen.¹⁾

Recht viele Worte hat man ferner gemacht über den Inhalt des Begriffes „Wörtlein“ in der dritten Strophe. Welches Wörtlein ist da gemeint? Ist's das eine Wort „Jesus“, das Luther gern seinen Schriften vorsetzte? Ist's aus der Versuchungsgeschichte: „E s s t e h e t g e s c h r i e b e n“? aus Matth. 16: „Hebe Dich weg“? oder ist's: „Du l ü g s t“?, was Luther selber 1541 mit der, soviel man bisher weiß, in seinen Schriften einzigen Beziehung auf dieses Lied nahezulegen scheint. In dem Buch wider Hans Worst äußert er nämlich: „Denn solche Bücher alle, wenn derselben so viel tausend wären als der zu Wolffenbüttel Lügen und Untugend an sich hat, sind sie doch leichtlich zu beantworten mit einem Wörtlein, d. h. Teufel, du lügst, wie denn der hochmütige Bettler Dr. Luther in seinem Liedlein stolz und verdrießlich singt: Ein Wörtlein kann ihn

¹⁾ Meinem Kollegen, Herrn Dr. Wachtler, verdanke ich nach dem Druck dieses Aufsatzes den Hinweis, daß in der jüngst entdeckten, von Barbara Schultheß und ihrer Tochter angefertigten Abschrift der ursprünglichen Fassung von Wilhelm Meister tatsächlich „G e b i e t e r“ sich findet. Dann aber ist unsere jetzige Lesart höchst wahrscheinlich eine von Goethe beabsichtigte Verbesserung, gerade wie der „hoch“ statt des „froh“ stehenden Lorbeers. Vgl. Billeter's vorläufige Mitteilungen. S. 111.

fallen.“ Unter keinen Umständen dagegen vermag ich der erklügelten Erklärung beizustimmen, die Professor Runze in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1898 vorgetragen hat. Ist er doch nach der zweifelnden Schlußbemerkung nicht einmal selber recht davon überzeugt. Dieser Forscher trennt nämlich die dritte und vierte Strophe trotz der natürlichen Vortragspause nur durch ein Komma, betont **das** Wort und faßt es als Subjekt, kennzeichnet durch einen Doppelpunkt dahinter als solch fällungskräftiges Wort den Ausruf: „Sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben“, möchte sogar in den folgenden Zeilen „er“ auf den Teufel beziehen und in diesem Schlußgedanken nicht einen begründenden, sondern einräumenden Satz sehen. Die Auslegung klingt fast humoristisch, und der alte Fontane würde in der humoristischen Ausdrucksweise seiner Briefe die Stelle etwa so umschrieben haben: „Obgleich seine satanische Majestät, der Deibel, auf dem Kampfplatz erscheint“. Daß mit „er“ Gott-Christus gemeint ist, sollte doch billig keinem Zweifel unterliegen, und die Beziehung auf den Teufel wahrt ihrerseits die erwünschte unmittelbare Begriffsverbindung auch nicht. Diese kommt dann wenigstens viel mehr in jener Lesart zu ihrem Recht, die Heine an der oben erwähnten Stelle vorgelegen haben muß: „Es ist bei uns wohl auf dem Plan“ nämlich das Wort.

Zuletzt noch die am lebhaftesten umstrittenen, immer wieder von Forschern und Dilettanten aufgestochenen Worte: „und kein Dank dazu haben“, der Erisapfel der Germanisten und Schulmeister. Ich habe mich noch immer nicht davon überzeugen können, daß der dem jetzigen Sprachgefühl nächstliegende und auch schon im Mittelalter ausgeprägte Sinn des Wortes Dank hier nicht angehe. Erst kürzlich wieder hat Böhmer in der Volksausgabe von Luthers Werken auf zwei bisher übersehene, ganz ähnliche Wendungen in den Prosaschriften des Reformators hingewiesen. Auch in unserem Verse erscheint etwa ein unfreiwilliger, aufgenötigter Akt der Duldung, wie ihn das stark betonte „sollen“ im Auge hat, nicht wert des Dankes, sei es in der allgemeinen, sei es vielleicht auch in der besonderen Bedeutung des Kampfpreises im Turnier. Diese Verengung des Begriffes findet sich nämlich in den Denkmälern der höfischen Poesie nicht ganz selten, und dem modernen Leser mag sie durch das geflügelte Wort aus Schillers Handschuh wieder nahegebracht, aber in Luthers Lied darf der Ausdruck „Plan“ gewiß nicht dafür angeführt werden. Hier handelt es sich, worauf Hildebrand hinwies, offenbar nicht um das ritterliche Waffenspiel, sondern um ernsten Kampf im Felde mit einer Burg als Rückhalt. Die etwas ironische Ausmalung einer widerwilligen und darum unbedankten Handlungsweise dagegen dünkt mich durchaus passend, ja kennzeichnend als ein Aufblitzen von Luthers Humor. Dabei lasse ich gern dahingestellt, ob wir diesen Humor mehr als heroischen oder polemischen in Anspruch nehmen

wollen; der idyllische, denn diese drei Spielarten hat man wieder recht registrierend unterschieden, ist es jedenfalls nicht.

Allerdings wird in neuerer Zeit meist eine andere Auffassung dieses vielberufenen Ausdruckes vertreten. Sie ist meines Wissens zuerst auf Grund einer Andeutung Moritz Heynes von dem oben genannten feinsinnigen Leipziger Germanisten Rudolf Hildebrand begründet worden und kann wohl auch durch einigermaßen passende Anklänge in Luthers Sprachgebrauch gestützt werden. Danach wäre die fragliche Wendung eine dem Vers und Gedanken willkommene Erweiterung der geläufigen mittelalterlichen Redensarten „dankes“ und „âne minen dank“, d. h. „freiwillig und „ohne meine Absicht“; sie führe eben nachträglich auch den Begriff des Sollens noch weiter aus. „Möglich allerdings,“ so schließt Hildebrand seine Darlegungen, „daß sich dabei auch der heutige Sinn von Dank einstellte: wir sind ihnen keinen Dank dafür schuldig, daß sie uns den Gefallen tun, denn sie müssen eben.“

Noch einen dritten Vorschlag hat man gemacht. Wie Konrad Ferdinand Meyer im Bann konfessioneller Schlagwörter auf unsere Stelle mit den Versen anspielte:

Das **reine** Wort sie sollen lassen stan
und dafür keinen Dank noch Löhnung han“

so haben einzelne Germanisten, zuerst wohl Fedor Bech, gemeint, daß auch „Dank“ in dem Lutherliede vielleicht seinen umfassendsten Sinn wie unser ‚Gedanke‘, das englische ‚thought‘ habe. Auch in diesem Liede werde eben das Formalprinzip der evangelischen Kirche bezeugt, positiv: das Wort Gottes bleibt bestehen, verbum Dei manet in aeternum, jenes siegesfrohe Bekenntnis, dessen Anfangsbuchstaben der sächsische Kurfürst auf die Uniformen seiner Hofbediensteten stecken ließ, und negativ: mit menschlichen Gedanken, d. h. der Tradition bleibe es unverworren. Aber diese Auffassung trägt sicherlich ebenso wie die oben erwähnte, in der christologischen Rüstung des symbolum Athanasianum anrückende Erklärung in die empfindungsstarken, stimmungsvollen Liedesworte viel zu viel Dogmatik hinein. Etwas anderes ist Lutherscher Geist, etwas anderes knappe theologische Formeln, von Gnesiolutheranern und Epigonen auf dem Wittenberger Lehrstuhl des Meisters geprägt und in Kurs gesetzt. Solchen Bedenken unterliegt allerdings nicht die von demselben Grundgedanken ausgehende, aber nicht so dogmatisch beschränkte Erklärung, die Professor Paul Pietsch, der verdiente Herausgeber der großen Weimarer Lutherausgabe, zweifellos also ein sehr gewichtiger Gewährsmann, im ersten Heft der Klugeschen Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1901 versucht hat. Er glaubt, daß es ihm endlich gelungen sei, wenigstens eine genau entsprechende Parallelstelle in Luthers Werken zu finden, die dem Raten ein

Ende mache. Denn in dem Lufttschen Urdruck der 1529 erschienenen Schrift „Von heimlichen und gestolen brieffen“ lese man: „nu sol mir Hertzog Georgi die Freiheit lassen/daß ich yhn heimliche urteile mit gedanken/reden/schriffthen/“ — nebenbei seien diese Worte der modernen katholischen Polemik eines Janssen und Denifle als wertvolles Selbstzeugnis für den Zug hinterhaltiger Leisetreterei in Luthers Charakterbild empfohlen — „wie ichs für Gott weis zu verantworten /und sols keinen Dank dazuhaben/Grobelt er aber danach./ so habers yhm/und ein gut iar dazu.“ Indem er nämlich „keinen Dank dazuhaben“ und „grobelt“, d. h. „grübelt“ als offenbare Gegensätze deutet, was möglich, aber nicht notwendig ist, glaubt er folgende Auffassung nunmehr wohl als gesichert hinstellen zu dürfen: „Das Wort sollen sie weder äußerlich noch auch nur innerlich mit ihren Gedanken antasten.“ In einer Schlußbemerkung verhehlt er dann freilich nicht, daß Joh. Cochleus in der lateinischen Urkundensammlung dieser geschichtlich interessanten, hanebüchernen Auseinandersetzung zwischen Thron und Altar (epistolae atque libelli aliquot continentes controversiam, quae inter Georgium, Saxoniae ducem et M. Lutherum versata est 1529) die fraglichen Worte so wiedergibt: „ac ne gratiam quidem eo nomine ullam a me inibit“. Das aber würde denen Recht geben, die „Dank“ in der heutigen Bedeutung nehmen wollen, „wenn nicht Cochleus allzuweit von Wittenberg zu Hause gewesen wäre, um als zuverlässiger Ausleger einer offenbar doch nicht weitverbreiteten Wendung Luthers gelten zu können.“ Jedenfalls fällt doch diese gleichzeitige und wörtliche Übersetzung für die gewöhnliche Annahme stärker in die Wagschale als die freie Umschreibung des Joh. Sleidan vom Jahre 1555: „sed quantumvis inviti relinquent“ für die zweite Erklärung, während wir für die wenigstens zeitlich auch recht ferne dritte Auffassung in der „zum Begriffe und zur Sentenz strebenden“ römischen Sprache selber eine Übersetzung fertigen müssen: „neve atterant illud commentis.“ —

Gingen wir schon bei der Untersuchung der Abfassungszeit von der *ars et scientia nesciendi* aus, und tritt uns auch bei der Erklärung viel zu viel von diesem Wissen und der Kunst des Nichtwissens entgegen, so möchte mancher, der auch von der Wissenschaft Antworten ohne Hörner und Zähne verlangt, vielleicht geneigt sein, im Geiste und mit den Worten Luthers den gelahrten „Klügligen“ zuzurufen: „Was Danks habt ihr davon?“ (Luc. 6, 32). Auf etwas festeren Boden als bisher treten wir dagegen, wenn wir schließlich noch einen kurzen Blick auf die *Nachwirkungen* unseres Liedes werfen. Teilweise recht ärgerlichen, aber kulturgeschichtlich bedeutsamen Erscheinungen werden wir auch hier begegnen. Im katholischen Lager ist dieser doch nach seinem Wortlaut wenigstens dem konfessionellen Gezänk entrückte Gesang parodiert worden, anständiger

gewiß als ein anderes Lied Luthers, dessen Verfasserschaft freilich jüngst in der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst bestritten worden ist. Aus den bekannten Versen nämlich:

Erhalt uns Herr bei Deinem Wort
und steuer des Papsts und der Türken Mord,

konnte Empörung, die immerhin verständlich erscheint, eine recht stumpfe Waffe zum Angriff auf den „doctor plenus“ und die Völlerei protestantischer „Uristen“ und Wüstlinge schmieden:

„Erhalt uns Herr bei Deiner Wurst,
sechs Maß, die löschen einem den Durst.“

Aber größere Platttheit hebt diesen Vorzug größeren Anstandes reichlich auf. Als Nachklang nämlich der 200jährigen Jubelfeier der Augsburgischen Konfession erschien 1731 über unser Lied ein dickes Buch, das nicht weniger als 250 Seiten enthält, darunter allerdings 6 Seiten mit Widmungen an verschiedene hochgelahrte und hochedel- bzw. hochwohlgeborene Konsistorialräte. Darin aber findet sich unter viel dogmatischem Stroh und sprachlichen Stoppeln auch ein kulturhistorischer Edelstein; denn der Verfasser, ein wohlmeinender Pastor, Peter Busch, hat folgenden Triumphgesang der katholischen Kirche der Aufzeichnung für wert gehalten:

Ein fest Hauß ist die römisch Kirch
auf einen Felsen gebauet,
in welchem Christus allzeit wirkt,
denn sie ist ihm vertrauet
zu einem Gemahl.
Gar stark wie Stahl
er ob ihr halt'
und sie verwalt'
trutz allen Ketzereyen.

Mit Luthers Lehr ist nichts getan,
sie ist gar bald verlohren,
Calvinus sie vertilget schon;
der ist jetzt auserkohren
unter den Ketzern
und falschen Schwätzern.
In allen Landen
wird Luther zu schanden
mit seiner groben Lehre.

Und wenn die Welt voll Ketzer wär,
und wollt'n die Kirch verschlingen,
so fürcht' sie ihr doch nicht so sehr,
es soll ihn' nicht gelingen
in Ewigkeit,
obs gleich wär leid
Calvin und Luther,
auch des Teufels Mutter
und allen Pfort'n der Höllen.

Die Kirch sie sollen lassen stahn
und kein Dank dazu haben,
Christus wird sie gar nicht verlahn
mit seinem Geist und Gaben.
nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
laß fahren dahin,
sie habens kein Gewinn,
Gott wird sie darum strafen.

Auch auf protestantischer Seite hat das Lied mannigfache Wandlungen erfahren. In nicht wenigen Gesangbüchern des siebzehnten Jahrhunderts ist ihm ein fünfter Vers angestückelt worden, mattes und unpersönliches Ge-
reime eines Auedichters, für den die Bibel- und Kirchensprache redet, denkt und empfindet:

Ehr sey dem Vater und dem Sohn
und auch dem heylgen Geiste,
als er im Anfang war und nun,
der uns sein Gnade leiste,
daß wir überall
hier im Jammertal
von Sünden abestan
und seinen Willen tan,
wer das begehrt, sprech Amen.

Im achtzehnten Jahrhundert aber begann dann die von Goethe an den Pranger gestellte glatte und platte Modernisierung der treuherzig wuchtigen Bibel- und Liedersprache. Auch Klopstock hatte ja den „heiligen Luther“ bitten lassen für die armen Nachdolmetscher der Bibel, denen Geistesberuf nicht scholl, und es ist eine Ironie der Literaturgeschichte, daß gerade er es sein mußte, der nach

Scherers Ausdruck das Signal gab „zu einer allgemeinen, nur zum geringsten Teile berechtigten, größtenteils frevelhaften Liederverbesserung.“ Schon Johann Adolf Schlegel, einer der Bremer Beiträger, der Vater des berühmten Brüderpaares, hatte der Welt nicht vorenthalten wollen, wie er sänge, wenn er Luther wäre, und eine Umdichtung veröffentlicht, die um des reinen Reimes willen also anhebt:

Ein starker Schutz ist unser Gott,
auf ihn steht unser Hoffen.

Einen Höhepunkt aber so mißbräuchlichen Dichtungsbetriebes hat denn doch das „Nordhäuser“ Gesangbuch erreicht; es ist schwer nicht eine Satire zu schreiben auf solche geistige Schnapsbrennerei, diesen geschäftstüchtigen Produzenten eines denaturierten Aufklärungsspiritus gegenüber, die als weltkluge Produkthändler zugleich auch für etwaige Zweckessen eine Flasche herben alten Edelweins vorrätig halten. Man kann nämlich dort nach Nelle auch den unveränderten Gesang finden, aber nur in einem entlegenen Hinterraum des Liederlagers, in des letzten Abschnittes ‚für besondere Zeiten und Umstände‘ allerletzter Abteilung ‚Auf den Martinsabend‘. Der selbstzufriedenste rationalistische Bildungsphilister fühlt ja wohl einmal den Drang nach Heroenverehrung, und die erleuchteten Bannerträger, die sich auf die Ideen der neuen Zeit wie auf die Instinkte der Masse in gleicher Weise verstehen, sorgen für stilechte Aufmachung bei gelegentlichen kirchlichen Tee- und Unterhaltungsabenden. Für das zeitgemäße kultische Bedürfnis aber einer Vergegenwärtigung des „Lehrers, dem kein Lehrer gleich, an Weisheit, Ehr und Tugend reich“ „der auf Dir klärt des Vaters Willen, der Kraft Dir gibt, ihn zu erfüllen“, für diesen Zweck also steht im Vorderladen als hymnologisches Prunkstück das alte Lied, rhythmisch und dogmatisch aufgeputzt. Da heißt es in der zweiten Strophe:

Du weißt ja, wer er ist;
er heißet Jesus Christ
und ist des Höchsten Sohn,
der Held auf Gottes Thron.

Besonders aber der vierten Strophe hat flinke Geschmacklosigkeit eine ästhetisch grausame Rüstung angezogen; denn die lautet jetzt mit nur einem Dochmius, der stehen geblieben, und peinlicher Satzverrenkung, die hinzugekommen ist:

Der Wahrheit Festung wird bestehen,
mag sie der Feind bestürmen,
er wird zu seiner Kränkung sehn,
wie Gott sie wird beschirmen.
Gelingts auch scheinbar ihm,

wenn mit Ungestüm
dem der die Wahrheit glaubt,
er Gut und Leben raubt,
es bleibt doch Kirch und Himmel.

Während hier aber wenigstens durch die gesonderte Rücksicht auf moderne und auf pietätvolle Stimmungen eine gewisse Stileinheit gewahrt wird, fällt auch das fort im Magdeburger Gesangbuch. Die *λογική λατρεία* des Paulus, den vernunftgemäßen Gottesdienst, wie sie ihn verstanden, glaubten wohl die Herausgeber am besten zu fördern, wenn sie ihrerseits im Gegensatz zu der eben beliebten Auseinanderreißung zwei Wahrheiten verwirklichen halfen, die psychologische von der Totalität des animal rationale und die historische von dem Protestantismus als Aufhebung des Unterschiedes zwischen Religion und Leben. So haben sie denn ein hymnologisches Seitenstück zu dem im Abendmahlstreit aufgebrauchten Vergleich, der referierenden Spendeformel gefunden. Friede und Freude, allerdings nicht im heiligen Geiste, kommen in gleicher Weise auf ihre Rechnung, wenn die lutherische Gemeinde in der alten Wir-Form anheben soll:

Vor Dir, Herr, denken wir erfreut
an unsrer Väter Glauben.

Nachdem dann die alte unveränderte Weise als ein ehrwürdiges Zeugnis dieses Glaubens erklingen, wird nicht etwa von Liturgen rezitiert, nein auf Fittigen des Choralgesangs erbraust eine neue Mär:

So sangen sie, und weit erschallen ihre Lieder,
Die Völker kehrten früh zum freien Glauben wieder.

Unter diesem künstlerischen Zwittergebilde aber steht der Name Luthers zwischen den Schächernamen Pfranger und Mayer; fürwahr, das alte Wort, daß Kumpanei Lumperei ist, gilt auch und gilt besonders vom dichterischen Schaffen.

Nach der geistlichen Literatur werfen wir noch einen raschen Blick auf die weltliche. Selbstverständlich ist es, daß in der langen Reihe der Lutherdramen unser Lied in die Handlung verwebt wurde. In dem 1613 erschienenen Reformationsspiel „Der Eislebische Christliche Ritter“ von Martin Rinkhart z. B. „soll vom Ritter Martin von aussen eins umbs ander drein gesungen werden: Ein feste Burgk ist unser Gott“, und während des Gesanges der dritten Strophe erscheint Sarcophila, die teuflische Buhlin des Pseudopetrus. Noch ein zweites Stück aus einem Dramenzyklus, den derselbe Dichter des Chorals Nun danket alle Gott' zu schaffen beabsichtigte, ist uns erhalten, „eine Eislebisch-Mansfeldische Jubelcomoedia“: Indulgentiarius confusus, der beschämte Ablaßkrämer, und da

stimmt der Reformator diesen Gesang beim Abgang aus dem Reichstagssaal in Worms an, während er im ersten Stück bei derselben Gelegenheit ruft:

Ich kann nit mehr, da steh ich da,
Gott helf mir: ihr hört was ich sah,

und in der allerjüngsten, der 1903 veröffentlichten dramatischen Trilogie von Adolf Bartels das Zwischenspiel „der Reichstag zu Worms“, den neuesten Forschungen entsprechend mit den Worten schließt:

Ich bin hindurch, ich bin hindurch.

In Zacharias Werners, des späteren Konvertiten „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, „keinem Schauspiel mehr, sondern der Parodie einer ernsthaften heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profaniert“, wie der alte Zelter unmittelbar unter „dem widrig religiösen Eindruck des ganzen“ 1807 an Goethe schrieb, in diesem Werk also ist nach Minors Urteil von protestantischem Geiste keine Spur zu finden, sondern der Held erscheint als mystisch visionärer Heiliger, als die Verkörperung „der Unkraft“, gleichwohl heißt es auch hier im Prolog: „Das ist die Weihe, die mein Lied gesungen, die feste Burg, der Luther sich vertraut“ und am Schluß:

Hallelujah, ich singe, **die feste Burg ist Gott,**

Du Volk der Deutschen schwöre — Kraft — Freiheit — Glauben — Gott!

In Otto Devrients Festspiel aber, das 1883 zum ersten Male bei Gelegenheit der vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luthers von Bewohnern Jenas dargestellt wurde, ist unser Lied nicht gerade zu seinem Vorteil umgewandelt worden, indem unter leiser melodramatischer Begleitung der den „Federflamberg, sein Waffen und sein Wehr“ schwingende Reformator einen langen Monolog auf der Wartburg mit den Worten schließt:

Mit Schwertes Macht ist nichts getan,
Die ist gar bald verloren.
Das Wort sie sollen lassen stahn,
Das Wort aus Gott geboren.
Der Kaiser in der Welt,
wie sauer er sich stellt,
Der Papst auch trifft uns nicht,
Das macht, er ist gericht't
Ein Wörtlein kann sie fällen. —

Auch in anderen literarischen Werken klingt das Lied wieder. Schon oben haben wir erwähnt, daß Konrad Ferdinand Meyer in seiner Huttendichtung

den todessiechen Ritter auf der Insel Ufnau eines Liedes denken läßt, das von Mainzerspießen gesungen, an Luthers Dichtung sich anlehnt. Um nur noch ein bekannteres Beispiel anzuführen, auch im ersten Akt von Gerhart Hauptmanns Florian Geyer erschallt aus der Kirche der Gesang der Bauern ‚Ein feste Burg ist unser Gott.‘ Ferner beruht Johann Sebastian Bachs Reformationskantate auf dem Text und der Melodie unseres Liedes, ja selbst auf die Opernbühne ist es gedrungen; denn im ersten Akt von Meyerbeers Hugenotten singt der alte Marcel die gewaltige Weise vor den bewundernd lauschenden Edelleuten.

Doch das ist z. T. freie Dichtung, die, wie wir gesehen haben, vor dem Richterstuhl der historischen Kritik nicht besteht; aber in die Hallen der Geschichte werden wir geführt, wenn wir in Selneckers *vita Lutheri* lesen, daß der Reformator selbst auf der Koburg dies Lied aus dem Fenster singend und gen Himmel aufblickend *repetivit quotidie*, und daß es aus Kindermund 1547 seine vertriebenen Mitarbeiter Melanchthon, Cruciger und Jonas in Weimar tröstete. In Kochs achtbändiger Geschichte des Kirchenliedes und im kleinen Kaiserswerther Volkskalender des Jahres 1892, den auch Koestlin-Kawerau in ihrer umfangreichen, aber noch lange nicht vollständigen Bibliographie zu unserem Liede anführen, findet man eine große Reihe solcher, geschichtlich wenig beglaubigter und inhaltlich für viele noch weniger schmackhafter Zeugnisse von den „Segenspuren“ dieses Gesanges bis zur Gegenwart. Nur eins greife ich heraus, weil es Detlev von Liliencron zu einer Ballade „Die Glaubensschiffe“ angeregt hat, die nach seinem Tode in der Gedichtsammlung „Gute Nacht“ erschienen ist. Österreichische Protestanten sind um ihres Glaubens willen nach Siebenbürgen verbannt, und im Augenblick der Abfahrt werden durch einen Befehl Maria Theresias die Kinder noch von der Seite der Eltern gerissen, doch das Reich bleibt ihnen:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Das klingt auf einmal von allen her,
sie ertragen den Schmerz, sie ertragen den Spott,
ihr Glaube ist ihre einzige Wehr.

Besser beglaubigt ist und aus den Niederungen des Anekdotenkrams in die Höhe geschichtlicher Ideen und Zusammenhänge erhebt sich, was dort nicht steht. Reinhold Koser aber in seiner Geschichte Friedrichs des Großen (II, 1, S. 210) schildert, daß in dem Siebenjährigen Kriege wie einst in den Zeiten der Glaubenskämpfe das alte Streitlied des Protestantismus Tausenden von Kämpfern den Mut stärkte. Auch in dem König, obschon er dem Glauben seiner Väter innerlich ebenso entfremdet war wie seiner Politik deutsch-nationale Antriebe fern lagen, seien damals die Geister des Schmalkaldischen Krieges lebendig geworden; unter

den Klängen jenes Liedes sei er unwillkürlich mit in den Bann der eigentümlichen Verbindung von religiösem, politischem und nationalem Protestantismus getreten, in deren Kraft sich die Altvordern gegen die römische Hierarchie des Papstes und den spanischen Dominat des Kaisers aufgelehnt hätten. Noch näher aber liegt uns in diesen Tagen der hundertjährigen Gedenkfeiern eine andere Erinnerung. Als der preußische Staat auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen und durch die innere Freiheit zur äußeren unter harten Kämpfen wiedergeboren war, da errichtete der Freiherr von Stein, — nicht jene Traktatliteratur, doch Max Lehmann erzählt's, — zum Gedächtnis der Freiheitskriege bei Nassau einen Turm und in seine Felsquadern ließ er als Bekenntnis und Gelöbniß die Worte einmeißeln:

Ein feste Burg ist unser Gott.





Apollo vom Belvedere.
Rom, Vatikan.



Der Apollo vom Belvedere

von Professor Dr. Gerhard Schultz.

Verehrte Anwesende! Liebe Schüler!*)

Nach werde Ihnen heute ein Kunstwerk vorführen, das seit seiner Entdeckung viel gepriesen und nachgebildet, auch Ihnen längst bekannt sein wird. So wird es zwar einerseits den Reiz der Neuheit entbehren, andererseits aber die Würde und das Ansehen in Anspruch nehmen, die eine durch vier Jahrhunderte stets gleich gebliebene Bewunderung ihrem Gegenstande verleiht.

Die Statue des Apollo wurde gefunden in der römischen Campagna, nicht weit von der Hauptstadt, in einer Gegend, wo sich besonders im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Villen vieler römischer Großen befanden. Ein glücklicher Stern hatte über ihr gewaltet. Die Angriffe, die die antiken Statuen zuerst durch die Hände christlicher Eiferer, dann durch die der von Norden eindringenden Barbaren niederwarfen, hatten ihr wenig Schaden getan. Als sie um das Jahr 1500 aus dem Schoß der Erde wieder heraufstieg, fehlte an ihr nur wenig, die linke Hand mit dem Bogen und der rechte Unterarm; die Teile abwärts vom Knie waren zerschlagen, konnten aber wieder zusammengesetzt werden. Der Oberkörper und namentlich der Kopf waren unversehrt. So kam die Statue in den Vatikan und erhielt daselbst in dem vom Papst Julius II. neu erbauten Belvedere einen Ehrenplatz, daher sie kurzweg als „Apollo di Belvedere“ bezeichnet wurde, in schlechter deutscher Übersetzung, Apollo v o n Belvedere, wie man häufig liest. In richtiger Sprache kann es nur heißen Apollo v o m Belvedere oder Apollo des Belvedere. Um das Jahr 1530 wurden die der Statue fehlenden Teile durch Montorsoli, einen Schüler Michel Angelos, neu gearbeitet, leider recht nachlässig und ungeschickt. Zwar die linke Hand mit dem Bogen konnte er kaum verfehlen, den rechten Unter-

*) Der Vortrag wurde vor einigen Jahren vor Schülern unserer Anstalt und deren Angehörigen gehalten. In Einzelheiten habe ich manches zu bessern gesucht, die Form des Vortrages zu beseitigen schien mir nicht nötig.

arm aber mit der viel zu großen Hand führte er in pathetischer Gebärde zu weit nach hinten und nach außen, wobei er noch an den alten Baumstumpf ein Stück schief anflückte, obgleich doch der deutlich sichtbare Rest eine Stütze am rechten Oberschenkel zeigte, daß der Arm ursprünglich in ruhigerer Senkung weiter nach vorn und demnach näher dem Körper gelegen hatte.

Gleich nach ihrer Auffindung hatte die Statue hohen Ruhm erworben — sehen wir doch ihren Einfluß schon in mehreren Werken *Dürers* und *Peter Vischers* — aber den Höhepunkt ihres Ansehens erreichte sie durch die begeisterte Beschreibung *Winckelmanss*, des Begründers der modernen Kunstforschung, der sie als die schönste aller erhaltenen Antiken bezeichnete. Dieser Ruhm sank zwar, als die Engländer die Skulpturen vom Parthenon, dem Haupttempel auf der Burg Athens, nach London entführten und den Völkern Europas bekannt machten. Man erkannte, daß unsere Statue sich mit ihnen nicht messen könne und sogar bedenkliche Spuren eines verfallenden Geschmacks zeige. Man bemerkte ferner, da sich der Blick für griechische Originale geschärft hatte, daß sie nur eine Kopie aus römischer Zeit sei. Dies wurde schon durch den äußerlichen Umstand außer Zweifel gesetzt, daß das Material als karrarischer Marmor erkannt wurde, der erst seit Beginn der römischen Kaiserzeit in Gebrauch kam. Aber diese Entdeckung gab zugleich die Möglichkeit, die gefundenen Mängel, die allzu glatte Arbeit, die etwas kleinliche Behandlung einiger Einzelheiten auf die Rechnung des Kopisten zu setzen. Nach Abzug derselben blieben aber immer noch so große und eigenartige Vorzüge übrig, daß auf eine übertriebene Geringschätzung bald wieder eine gerechtere Beurteilung folgte, die den Apollo zwar nicht mehr für das vollkommenste aller Kunstwerke erklärte, aber doch für ein feines und echtes Erzeugnis attischer Plastik.

Während so die wissenschaftliche Hochschätzung schwankte, blieb das Publikum seinem Lieblinge treu. Überall in unseren Häusern treffen wir noch heute das lockige Haupt des schönen Jünglings und kein plastisches Werk der Renaissance oder der Neuzeit kann sich an Verbreitung mit ihm messen. Nur der Kopf des praxitelischen Hermes beginnt ihm neuerdings den Rang streitig zu machen, ein Beweis, welche Lebenskraft die antike Plastik sich bis auf diesen Tag bewahrt hat.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen kann ich mir nicht versagen, Ihnen, verehrte Anwesende, die obenerwähnte Beschreibung mitzuteilen, mit der *Winckelmann* den Apollo verherrlicht hat. Es wird Ihnen nicht uninteressant sein, ein Beispiel der Rede und Denkweise dieses auf seine Zeit so einflußreichen und heut so wenig bekannten Mannes kennen zu lernen.

„Die Statue des Apollo,“ heißt es in der Kunstgeschichte, „ist das höchste

Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nötig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homer den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erleget. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in seiner seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer zarten Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Öl der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte,

welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welche ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.“

Sie werden bemerken, das ist mehr ein Hymnus, als eine Beschreibung, das ist die Sprache eines begeisterten Dichters, der dem Schwunge seiner Empfindungen Ausdruck verleiht, viel mehr als die eines ruhigen Forschers, der den Gegenstand seiner Untersuchung sachlich zergliedert, aber *Winckelmann* hätte niemanden begeistern können, wenn er nicht selbst Begeisterung gefühlt und auszudrücken gewußt hätte. Ferner beachten Sie die Bemerkung: die Statue ist ganz auf das Ideal gebaut. Wir übersehen heute deutlicher, als *Winckelmann* es konnte, wie viel eindringendes Studium, wie viel Mühe und Arbeit es den griechischen Künstlern gekostet hat, bis sie zu einer vollkommenen Kenntnis des Körpers und zu einer vollendeten Sicherheit der Technik gelangten. Aber die klassische Kunst ist immer idealistisch geblieben, d. h. sie hat sich nie mit der Wiedergabe der Form begnügt, sondern sie stets in den Dienst eines geistigen Inhaltes gestellt. Ist dies schon bei den Athletenbildern deutlich, wie viel mehr bei den Darstellungen der Götter, bei denen es galt, den religiösen Vorstellungen des Volkes Gestalt zu geben. Daher ist es unmöglich, ein griechisches Kunstwerk zu verstehen, ohne den Gedankeninhalt desselben zu kennen. Und wenn wir uns nun zur Betrachtung des Apollo wenden, so entsteht für uns zuerst die Forderung, das Wesen des Gottes vorzuführen und seine Bedeutung klar zu legen, um nachher zu untersuchen, wie es dem Künstler gelungen ist, uns dieses Wesen anschaulich und lebendig vor Augen zu führen.

Fürchten Sie nicht, daß eine derartige kritische Zergliederung den künstlerischen Genuß beeinträchtigen werde. Die Erfahrung zeigt, daß bei einem wahren Kunstwerke die genauere Untersuchung erst die Augen öffnet für die Schönheit und daß mit der Erkenntnis die Freude des Beschauers wächst.

Sie wissen, verehrte Anwesende, daß in der griechischen Religion sich manche Spuren alter Natur-Religion finden, d. h. daß manche ihrer Götter als Repräsentanten von bestimmten Naturkräften und Naturerscheinungen aufgefaßt werden. Indessen muß man beachten, daß wir die griechische Religion auf einer Stufe kennen lernen, die von diesen ersten Anfängen bereits weit entfernt ist. Die Griechen haben mit solchen Naturgöttern eine vollständige Umwandlung vollzogen, indem sie sie mit dichterischem Geiste vermenschlichten. Sie haben sie

zu Trägern menschlicher Eigenschaften und zu Vertretern menschlicher Tätigkeiten gemacht und nur ein Rest ihrer früheren Naturbedeutung ist in der Erinnerung geblieben. Z. B. schleudert zwar Zeus auch später noch den Blitz und spendet den Regen, aber er tut es als König, der mächtig und gerecht die Welt nach ewigen Gesetzen beherrscht. Demeter gibt auch in späterer Zeit den Segen des Feldes, aber vor allen Dingen ist sie die liebende Mutter, die ihre Tochter sucht bis hinab in die Unterwelt, und später sogar die Trägerin des Glaubens an ein seliges Leben nach dem Tode. Durch diese Vermenschlichung erst hat die griechische Religion ihre Bedeutung erlangt. Während die Naturgötter der Ägypter und der semitischen Völker als phantastische Ausgeburten einer unvollkommenen Naturerkenntnis versunken und vergessen sind, leben die griechischen Götter unverlierbar im Gedächtnis der Völker fort und werden leben, so lange der menschliche Geist Sinn und Empfänglichkeit für echte Poesie sich bewahren wird.

Was nun Apollo betrifft, so ist seine ursprüngliche Bedeutung vollständig unklar. Es liegt auch kein Grund vor, auf diese Frage näher einzugehen; für uns genügt es zu wissen, was die Griechen in geschichtlicher Zeit von dem Gotte für Vorstellungen hatten. Ich werde also kurz dasjenige durchgehen, was Sie, liebe Schüler, aus der Lektüre zum Teil wohl schon kennen werden.

Bei Homer finden Sie das Bild Apollos in den Umrissen bereits festgestellt. Seine Mutter Leto hat ihn auf der Insel Delos geboren. Neben seiner Schwester Artemis erscheint er als hauptumlockter Jüngling, im Kampf bewaffnet mit Pfeil und Bogen als *ἐκρηβόλος* d. i. Ferntreffer. Großartig ist die Erzählung im ersten Buche der Ilias, wie er, zu Hilfe gerufen durch den Priester Chryses, dem man die Rückgabe der Tochter verweigert, mit dem Bogen und Köcher vom Olymp herabsteigt, zornig und der Nacht gleich, und seine todbringenden Geschosse in die Reihen der Griechen sendet. Wie er hier — in durchsichtigem Bilde — die Pest bringt, so ist er auch sonst ein Todesgott. Wenn ein Mensch in der Jugend plötzlich dahingerafft wird, so heißt es: Apollo habe ihn mit sanftem Pfeile getroffen. Aber nicht immer spannt er den Bogen. Im Olymp bei den Mahlzeiten der Götter spielt er die Kithara — als Gott der Musik, und im Zusammenhang damit ist er der Weissagende, der auch einzelnen bevorzugten Menschen die Kunst lehrt, aus dem Vogelflug oder den Eingeweiden der Opfertiere die Zukunft zu deuten.

Die Doppelnatur des Gottes, die sich so gleich von Anfang an offenbart, ist nun im griechischen Mutterland erweitert und unermesslich vertieft worden.*) In jenen dunklen Jahrhunderten, die auf die dorische Einwanderung folgten, genauer im 8. und 7. vorchristlichen Jahrhundert, ist im griechischen Mutterlande

*) Genauer bei Wilamowitz, Aeschylus Orestie in deutscher Übersetzung p. 130 f. und Aeschylus Choephoron griechisch und deutsch, Einleitung.

eine gewaltige religiöse Umwälzung eingetreten, deren Einzelheiten wir zwar nicht kennen, deren Folgen aber klar vor Augen liegen, sobald die historische Überlieferung Licht zu spenden anfängt. Da ist ein ganz neuer Gottesdienst eingewandert, den Homer noch gar nicht kennt; Dionysos hat mit dem rasenden Schwarm der Mänaden seinen Einzug gehalten und die Menschen mit tobender Begeisterung erfüllt. Wilde Feste werden ihm auf Bergeshöhen bei Nacht gefeiert, in denen sich seine Anhänger durch Musik und rasende Tänze in eine künstliche Ekstase versetzen. Und dieser Geist der Ekstase, des Taumels, der Benebelung der Sinne, der mehr für Derwische und Fakire zu passen scheint, als für die besonnenen Griechen, hat um sich gegriffen. Die Verehrung des Dionysos ist in das wichtigste Heiligtum des Apollo eingedrungen und mit ihm untrennbar verbunden. In Delphi herrscht Dionysos während der drei Wintermonate, während Apollo im fernen Norden bei den Hyperboreern weilt; erst im Frühjahr nach seiner Rückkehr übernimmt er wieder die Herrschaft. Auch in seinem Kult hat die Ekstase einen wichtigen Platz erhalten, indem an die Stelle der alten, kunstmäßigen Weissagung aus Vorzeichen eine neue bisher unbekannt Form getreten ist. Die Priesterin läßt sich auf den heiligen Dreifuß über einem Erdspalt nieder und gerät durch die Wirkung des Gottes in einen Zustand von Betäubung, in welchem sie unverständliche Töne ausstößt, die durch die Priester gedeutet werden. Und dieses Orakel, das Homer kaum kennt, ist die größte Macht in Griechenland geworden, ja, man kann sagen, der einzige anerkannte Mittelpunkt des Volkes, wo im Namen des Gottes die wichtigsten politischen Entscheidungen getroffen werden, denen sich alle, Staaten und einzelne, ohne Widerspruch unterwerfen.

Wer hat diesem Orakel diese Macht gegeben? War es die geheimnisvolle Kraft der Ekstase? Gewiß nicht allein. Mit ihr verbunden und stärker als sie war ein sittlicher Umschwung eingetreten. Wir müssen annehmen, daß da, wo im 6. Jahrhundert eine kluge Priesterschaft herrscht, vorher gewaltige Propheten aufgetreten waren, die die Herzen erschütterten und die moralische Macht begründeten, die Jahrhunderte hindurch trotz aller Zweideutigkeiten und Bedenklichkeiten unangreifbar blieb. Freilich dürfen Sie, wenn ich von Moral spreche, nicht an christliche und moderne Anschauungen denken, sondern an die griechische Sitte, die in den Gesängen Homers bedenklich gelockert erscheint. Welcher Art die Forderungen Apollos waren, werden Sie am leichtesten aus den Sagen erkennen, die damals gestaltet wurden, und die Ihnen aus den griechischen Tragikern geläufig sind. In die beiden wichtigsten Sagenkreise, den trojanischen und den thebanischen, ist ein neuer Geist eingezogen, das Haus des Agamemnon und des Ödipus ist untrennbar mit dem delphischen Apollo verknüpft. Überall finden Sie Verbrechen und Strafe, Schuld und Sühne in einer Weise gegenübergestellt und

abgewogen, die dem Epos Homers ganz fremd ist. Apollo ist es, der dem Orest befiehlt, an seiner Mutter Klytämnestra den Mord des Agamemnon zu rächen und der so die Pflicht der Blutrache bis zur äußersten Konsequenz verfolgt. Apollo hat dem Laios befohlen, seinen Sohn auszusetzen: als er nicht gehorcht, muß er durch Ödipus sterben. Dessen — wenn auch unbewußte — Schuld wird durch eine Pest bestraft, bis die Sühne endlich herbeigeführt ist.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, in welcher Weise damals der Charakter Apollos erweitert und vertieft wurde. Zwei Momente sind hinzugekommen, die scheinbar und meist auch wirklich einen Gegensatz bilden, das Ekstatische und das Sittliche. Das Ekstatische knüpfte zunächst jedenfalls an die weissagende Tätigkeit des Gottes an, die im Gegensatz zu Homer damals immer mehr in den Vordergrund tritt. Es ist eine leicht begreifliche, bei vielen Naturvölkern verbreitete Vorstellung, daß der Geist, der die Zukunft schauen will, seine gewohnten Bahnen verlassen und im eigentlichen Sinne außer sich geraten muß, um zu entdecken, was dem ruhigen Denken verschlossen bleibt. Wenn die Griechen das nun anerkannten, so ist doch höchst bewundernswert, wie sie die Gefahren der Ekstase überwunden haben. Denn sicher ist es gefährlich für den Menschen, die dunklen Mächte zu wecken, die in seinem Gefühlsleben unbewußt und unerklärt schlummern, denn leicht können sie ihn bemeistern, und das Ende wäre der Wahnsinn. Apollo aber ist Sieger geblieben und hat die wilden Leidenschaften gezwungen, zunächst den sittlichen Anlagen, die in der Edelnatur des jugendlichen Volkes schlummerten, neue Antriebe und neuen Schwung zu geben. Auch im Sittlichen hat der Gott etwas Leidenschaftliches. Es beruht bei ihm nicht auf einer verständigen Überlegung, die das Gute als das Nützliche erkennt, sondern auf dem unverdorbenen Gefühl, welches das Schlechte als etwas Häßliches und Schändliches verabscheut. Der Frevel ist eine Befleckung, die ihn, den Heiligen und Reinen, zum Zorn reizt und seine furchtbare Rache herbeiführt. Seine totbringenden Pfeile sind in den Dienst der sittlichen Forderungen getreten, er sendet Pest und Mißwachs und verdirbt ganze Völker um eines Schuldigen willen.

Aber der furchtbare Gott läßt sich auch versöhnen und er selbst gibt dem Flehenden die Mittel an, mit denen er die Schuld sühnen soll. So wird er aus dem Verderber der Rettende: *παιώνιος, Πάϊων, ἰατρομάντις*. So wird er auch der Lehrer ernster Weisheit, der in tief sinnigen Sprüchen — *γνώθι σεαυτόν*, erkenne dich selbst — den Menschen zum Nachdenken und zur Besonnenheit mahnt. So wird er endlich auch der Gott der Musik und der mit dieser bei den Griechen untrennbar verbundenen Poesie. Es konnte dem natürlichen Scharfblick des Volkes nicht entgehen, daß in jeder musikalischen und poetischen Schöpfung eine dem Verstande nicht zugängliche, geheimnisvoll aus dem Innern hervor-

brechende Kraft wirksam sei, etwas Übermenschliches, Göttliches, das den Hörer mit wunderbarer Kraft ergreift und erhebt. Hier erkannte man die Wirkung Apollos, der in leidenschaftlicher Erregung klar und überlegt in schönen Worten und in tönenden Versen Sprüche der Weisheit kündete, er selbst die tiefste und reinste Schöpfung der dichtenden griechischen Volksseele.

Noch eines muß ich anfügen. In späterer Zeit sahen die Griechen in ihm auch den Gott des Lichtes und identifizierten ihn mit Helios, dem Sonnengotte. Und in der Tat läßt sich für das geistige Wesen Apollos ein treffenderes Bild finden, als das bald Verderben bringende, bald reinigende, bald erleuchtende, bald wild aufflackernde, glänzende Licht?

Das Ansehen des delphischen Gottes bestand unerschütterlich bis zum Ausbruch der Perserkriege. Von da beginnt der Verfall. Die politisch so kluge Priesterschaft wollte nicht glauben, daß ein kleines Volk, wenn es für seine heiligsten Güter kämpft, auch für eine zehnfache Übermacht unüberwindlich bleibt; sie beging den schweren Fehler vom Kampfe abzuraten und diesen Fehler mußte der Gott büßen. Noch tiefere Folgen aber hatte die geistige Umwälzung, die im Anschluß an die gewaltigen Kämpfe sich namentlich in Athen vollzog. Die großen Tragiker halten Apoll noch in Ehren, am meisten der fromme Sophokles; aber bereits Äschylus wagt zu sagen, daß der Gott nicht recht tat, als er dem Orestes den Muttermord befahl. Euripides aber ist voll von Angriffen auf die Orakelweisheit. Er verrät bereits deutlich den Einfluß der Aufklärung, die von den Sophisten ausging. Zwar wissen wir, daß noch Xenophon beim Orakel anfragte, ob er nach Kleinasien zu Kyros gehen solle, und daß die Schüler des Sokrates den Gott entscheiden ließen, wer der Weiseste unter den Menschen sei; aber die Geschichte der Zeit zeigt deutlich, daß das Orakel keinen politischen Einfluß mehr besaß. Bald kam die Zeit, daß Söldnerhaufen sich der Schätze im Heiligtum bemächtigten, und als dann die Freiheit Griechenlands zu Fall kam, blieb Delphi wenig mehr als eine Sehenswürdigkeit mit interessanten Erinnerungen.

Und doch, was ein Volk mit seinem Herzblut geschaffen hat, läßt es sich nicht so leicht rauben. Mochte auch die Wissenschaft mit den Göttern aufräumen und die Politik neue Bahnen gehen, mochte das alte Heiligtum seinen Glanz verlieren, so ist doch gewiß, daß der Gott im Herzen des Volkes weiterlebte. Mit dem übrigen Erbe der griechischen Kultur übernahmen ihn die Römer. Vielfach wirkte er auf ihren Kult schon in den Zeiten der Republik durch die sibyllinischen Bücher. Als aber Augustus daran ging, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, nach den wilden Zeiten der Bürgerkriege die Sitten zu bessern und — womöglich — den alten Glauben an die Götter wiederzuerwecken, da wählte er Apollo zu seinem Schutzheiligen, errichtete ihm, der in Rom bisher nur ein einziges Heiligtum besaß,

den prächtigsten Tempel am Palatin und hoffte, daß er ihm helfen würde, die bösen Geister zu bezwingen und eine neue Harmonie in der Welt herbeizuführen. Wenn das ein so kluger Politiker tat, so müssen wir glauben, daß auch damals noch manche Seele bei dem Gott Rat und Trost suchte, und werden uns nicht wundern, daß noch mancher Dichter sich durch ihn begeistern ließ und mancher Bildhauer ver-



Apollo im Thermenmuseum, Rom.

suchte, sein Bild dem Volke vorzuführen. Freilich schaffen konnte es diese altgewordene römische Welt nicht mehr, aber wenigstens hielt sie fest, was ihr aus besseren Zeiten überliefert war. Der griechischen Kunst war die Aufgabe gestellt gewesen, eine der schwierigsten, die denkbar war, für das tiefgeistige, vielseitige Wesen Apollos Form und Gestalt, Haltung und Gebärde zu finden.

Sehen wir nun, wie die griechischen Künstler und im besonderen der Meister unserer Statue die Aufgabe gelöst haben. Denn wir dürfen nicht denken, daß

er ganz frei an sein Werk herantrat, er war gebunden an die Tradition, die durch seine Vorgänger geschaffen war. Um sein Verdienst recht zu würdigen, müssen wir also erst einen kurzen Blick auf die älteren Bilder des Gottes werfen, von denen wir Kunde haben. Es genügt aus einer größeren Reihe hier ein Beispiel herauszugreifen, eine Statue, die jetzt im Thermenmuseum zu Rom aufbewahrt wird. Sie gilt als Nachbildung eines Werkes des Phidias und zeigt, wie die griechische Kunst in ihrer ersten Blütezeit etwa um die Mitte des fünften Jahrhunderts den Gott darstellte. Es war die Zeit, als der durch die Perserkriege neubelebte Glaube an die Götter noch im Herzen des Volkes fortwirkte, als der Zeus in Olympia und die Athene Parthenos geschaffen wurden. Sie dachte sich die Götter in gewaltiger Majestät, einfach und erhaben. So steht auch Apollo ernst und hoheitsvoll vor uns, nur das Haupt ist ein wenig nach der Seite geneigt, als wenn er sich der Verehrung der Menschen freundlich zuwendete. Die Arme sind leider abgebrochen. Man mag sich nach Analogie anderer Statuen in der rechten Hand einen Lorbeerzweig, in der linken einen Bogen denken. Durch diesen wird die strafende, durch jenen die sühnende Kraft des Gottes passend versinnbildlicht. Charakteristisch für die Erscheinung ist die auffallende Schlankheit, die hervorgebracht wird durch das Verhältnis der Beine zum Oberkörper und durch die Schmalheit der Hüften. Ungewöhnlich kräftig sind die Schultern entwickelt. In dichter Fülle umrahmen die Haare die Stirn, die dadurch niedrig erscheint, mehr nach hinten fallen die Locken in regelmäßigen Wellenlinien auf die Schultern herab.

Diese ruhige Darstellung der Götter genügte einer späteren Zeit nicht mehr, als der Gang der Geschichte ebenso sehr wie die Philosophie die strenge Sitte zerstört, die Tragödie an Entfesselung der Leidenschaft gewöhnt hatte. Die jüngere attische Kunst, deren Blüte etwa um die Mitte des vierten Jahrhunderts fällt, unternahm es besonders die jüngeren Götter neu zu gestalten, deren Charakter dem bewegteren Geist der Zeit entsprachen. Skopas und Praxiteles waren die führenden Meister: Aphrodite und Eros, Dionysos und sein Gefolge, Hermes und Apollo empfangen durch sie und ihre Nachfolger die Gestalt, in der sie durch die Jahrhunderte fortlebten. Stellten die älteren Künstler die Götter in ruhiger, sich selbst genügender Existenz dar, so suchten die jüngeren sie in Situationen zu bringen, in denen sich ihr Charakter sichtbar entfalten konnte. Und mag man auch zugeben, daß die schlichte Einfalt der älteren Zeit tiefere religiöse Empfindung verrät, wer möchte leugnen, daß erst die jüngere imstande war, den poetischen Gehalt voll auszudrücken, der doch in den Göttergestalten enthalten war?

In diese Zeit gehört offenbar auch der Meister des Apollo vom Belvedere. Er übernahm die schlanke Gestalt der älteren Kunst, aber er setzte sie in lebhaftere Bewegung. Der Gott steht nicht mehr ruhig und fest auf seinen Füßen, sondern

plötzlich scheint er erschienen zu sein, kaum berührt er die Erde und schon scheint er bei dem Beschauer vorüberzuschweben. Diese ganz eigentümliche, momentane Wirkung der Statue fühlt man am deutlichsten, wenn man sich so stellt, daß man den Kopf in Dreiviertelprofil sieht*). Hervorgebracht wird diese Wirkung durch die auf das kunstvollste angeordnete Haltung des Körpers. Das linke Bein weicht bedeutend zurück, kaum berührt der Fuß die Erde. Der rechte, vorgesetzte Fuß ruht zwar mit der ganzen Sohlenfläche auf dem Boden, aber die Bewegung erscheint dadurch nicht gehemmt. Denn das rechte Bein ist weder vorwärts gestemmt noch steht es senkrecht auf, sondern das Knie ist ein wenig gekrümmt und der Oberschenkel weicht etwas nach hinten zurück. Der Oberkörper scheint an der Bewegung nicht teilzunehmen, er steht senkrecht, während er beim Fortschreiten sich etwas nach vorn legen müßte. Auch scheint er sich weder auf das rechte noch auf das linke Bein zu stützen, sondern nur durch die Spannkraft der Hüften im Gleichgewicht gehalten zu werden. So scheint der Gott weder fest zu stehen noch vorwärts zu eilen, sondern sich einen Augenblick wie schwebend zu erhalten. Verstärkt wird dieser Eindruck noch, wenn man einen Gipsabguß — das Bild kann das nicht wiedergeben — von einem tieferen Standpunkt aus betrachtet. Dann ist es, als wenn der Gott sich heben und nach oben davonschweben wollte. Aber noch ist er auf der Erde beschäftigt. Den linken Arm mit dem Bogen streckt er in machtvoller Gebärde seitwärts, nicht genau wagerecht, sondern etwas gesenkt. Der rechte fällt fast senkrecht herab, aber er hängt nicht untätig, sondern wie im Schwunge ist er so weit zurückgegangen, daß er auch noch die rechte Schulter etwas zurückgerissen hat. So tritt die Brust in voller Wölbung hervor. Der Hals ist fast gewaltsam vorwärts bewegt, der Kopf dagegen hoch aufgerichtet und zugleich in der Richtung des Bogens nach links gedreht.

Ehe wir die Bewegung zu deuten versuchen, machen wir uns klar, welche Vorteile sie für die äußere Erscheinung darbot. Die Komposition der Statue ist durch zwei verschiedene Motive bestimmt, das eine ist die Bewegung nach vorn, das andere der Schwung des Bogens. Durch den Gegensatz beider Motive entsteht der eben beschriebene Gegensatz in der Haltung der oberen und unteren Teile des Körpers, es entsteht aber zweitens auch ein wirksamer Gegensatz zwischen der rechten und linken Seite. Die linke (vom Beschauer aus) bleibt in der Vorderansicht und fällt ruhig in der Vertikale ab, nur die Hüfte ist etwas nach außen gekrümmt, um bei der Bewegung des linken Armes das Gleichgewicht zu erhalten. Die andere Seite strebt nach rechts, und zwar beginnt die Bewegung schon im

*) Diesen Standpunkt muß man für die Beurteilung aller Einzelheiten festhalten. Leider geben die Photographieen das Bild meist so, daß der Kopf im Profil steht.

Fuß und Knie, geht dann in mächtiger Schwellung über den herabhängenden Mantel bis zur Hand und findet ihren Abschluß in der Drehung des Kopfes. Auf diese Weise bleibt nicht ein Muskel am ganzen Körper in ruhiger Lage, sondern jeder ist irgendwie bewegt und daher die ganze Figur aufs höchste belebt. Ferner ist zu beachten, daß kein Glied das andere überschneidet. In voller Entfaltung enthüllt der Körper den ganzen Reichtum seiner Schönheit.

Unterstützt wird diese Wirkung durch das äußerst geschickt angebrachte Beiwerk. Zwar das Band des Köchers, das sich über die linke Brust zur rechten Schulter hinaufzieht, wird dem Auge wenig bemerkbar. Wundervoll aber ist der Mantel, der, auf der rechten Schulter zusammengeknüpft, in großartigem Schwunge über die Brust zur linken Schulter aufsteigt, dann in breiter Fläche hinter dem Rücken und linken Arm herabhängt, endlich am linken Unterarm seinen Abschluß findet. Auf der herabhängenden Fläche entwickelt sich ein reiches Spiel von Falten, die oben von rechts und links her sich kreuzen und sich dann nach unten hin allmählich ausgleichen. Wie dieser Mantel in Marmor technisch notwendig war, um dem weit ausgestreckten Arm den festen Halt zu geben, so ist er auch für die Komposition notwendig. Er verbindet für das Auge die auseinanderstrebenden Bewegungen, er bildet in seiner nach unten gehenden Richtung einen wirkungsvollen Kontrast gegen den aufstrebenden Körper, er gibt der schlanken Figur die notwendige Breite und Majestät, endlich schafft er einen prächtigen Hintergrund für das weiche Fleisch des jugendlichen Gottes. Daß er auch inhaltlich von Bedeutung ist, werden wir gleich sehen. Endlich beachten wir noch den Baumstumpf neben dem rechten Bein. Auch er scheint zunächst als technischer Notbehelf zugefügt zu sein, um der Statue einen sicheren Stand zu geben. Aber auch dieser Notbehelf ist für die Komposition berechnet und künstlerisch verwertet, da er für das Auge das Gegengewicht gegen die breite Entwicklung des Mantels gibt. *) Wir würden eine Lücke empfinden, wenn er fehlte. An dem Baumstamm ringelt sich eine Schlange empor, ein Hinweis auf die Heilkraft des Gottes, und oben haben sich einige Blätter und geknotete Wollbinden erhalten, die Reste eines Zweiges, wie sie bei Sühnungen getragen zu werden pflegten.

Diese Blätter haben eine früher ungeahnte Wichtigkeit dadurch erhalten, daß von ihnen der neueste Versuch ausgegangen ist, die Situation zu bestimmen, in der der Künstler den Gott dargestellt hat. Es wird nützlich sein, unsere Beschreibung zu unterbrechen, um uns zuvörderst über diesen Punkt Klarheit zu verschaffen.

*) Man sehe die dankenswerte Abbildung in den neuesten Auflagen von Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte. Der Gott schwebt nicht, er schwankt.

Man hatte früher den Zweig wenig beachtet, da man meinte, daß der Künstler ihn ebenso wie die Schlange nur gebraucht habe, um den Baumstumpf durch bekannte Attribute des Gottes zu beleben. Dagegen hat nun einer unserer bedeutendsten Archäologen, A. Furtwängler*) die Behauptung aufgestellt, daß der Gott in der rechten Hand — sie ist, wie erwähnt, abgebrochen und falsch ergänzt — einen Lorbeerzweig gehalten habe, dessen Reste eben jene Blätter seien.**) Die linke Hand habe zwar den Bogen gehalten, dessen Dasein durch den Köcher sichergestellt werde; aber da die andere Hand den Zweig halte, so sei klar, daß der Gott weder geschossen habe noch im Begriff sei zu schießen, sondern er erhebe den Bogen nur drohend gegen irgendwelchen Feind. Die Ansicht Furtwänglers hat weite Verbreitung gefunden***) und scheint gegenwärtig die herrschende zu sein.

Ich kann mich ihr nicht anschließen. Erstens scheint mir die angenommene Haltung des Lorbeerzweiges unmöglich, selbst wenn sie bei schlechteren Statuen vereinzelt vorkommen sollte. Der Gott müßte ihn doch deutlich sichtbar nach vorn halten, nicht halbversteckt nach hinten. Zweitens scheint mir auch die Drohung nicht wirkungsvoll genug ausgedrückt. Wer wird sich vor einem Gotte fürchten, der sich, indem er droht, schon zum Weggehen anschickt? Wird nicht die großartige Gebärde zu einer kraftlosen Pose? Endlich aber, wie kamen doch die Menschen früherer Jahrhunderte, der alte Ergänzter ebensogut wie Winkelmann zu der Überzeugung, daß der Gott geschossen habe? Zweierlei scheint mir dafür besonders beachtenswert. Zunächst ist der linke Arm gesenkt, — bei einer Drohung wäre er vermutlich viel höher gehoben worden, — die Senkung ist natürlich nach einem Schusse. Den deutlichsten Hinweis aber gibt der Mantel, der nur seiner eigenen Schwere folgend ruhig herabhängt. Das ist nur möglich, wenn der Arm bereits einige Zeit in seiner Lage gewesen ist. Wenn er eben in die Höhe gegangen wäre, so müßte der Mantel die Wirkung der Bewegung in den Falten erkennen lassen. Da er dies nicht tut, ist er von Furtwängler und seinen Anhängern scharf getadelt worden. Ja sie haben sich nicht gescheut, ihn als eine ungeschickte Erfindung des Kopisten zu verdächtigen, der ihn bei seiner Arbeit in Marmor aus rein technischen Gründen zugesetzt habe; das Original, behaupten sie, sei aus Bronze gewesen und habe überhaupt keinen Mantel ge-

*) Meisterwerke der griech. Plastik p. 64 f. Leichter zugänglich: Denkmäler griechischer und römischer Skulptur p. 72 f.

**) Feuerbach (der vatikanische Apollo p. 208) bezeichnet sie mit Bestimmtheit als Ölblätter.

***) Man sehe besonders die Aufsätze von Amelung: Athen. Mitteil. 1900 p. 286, Revue Archéologique 1904 p. 328 und die tief eindringende, in vielen Punkten ganz vortreffliche Besprechung in: Die Skulpturen des vatikanischen Museums II p. 287. Eine Rekonstruktion: Revue Archéol. a. a. O. Vgl. auch das oben angeführte Bild bei Luckenbach.

habt. *) Man denke sich den Apollo ohne Mantel! Die vorhin besprochene Schönheit der Komposition wäre rettungslos zerstört! Nein, geben wir lieber eine Deutung auf, die zu so bedenklichen Konsequenzen führt, und kehren wir zu der alten zurück, die auf das glücklichste alles leistet, was wir verlangen können. Wir fassen also die Situation, die uns der Künstler hat vorführen wollen, so auf: Während der Gott leichten Schrittes über die Erde dahinschwebt, hat er zur Seite einen Feind erspäht. Einen Augenblick nur hält er inne, er braucht nicht die Stellung eines menschlichen Bogenschützen einzunehmen, eine leichte Wendung des Oberkörpers genügt ihm, um den Bogen zu richten und zu spannen. Nun hat er geschossen, der linke Arm ist etwas herabgesunken, der rechte Arm in einer Art Reflexbewegung zurückgefahren. Die hellen Augen beobachten den abgesendeten Pfeil, ein stolzes Lächeln verkündet, daß der Gegner gefallen ist. Triumphierend erhebt er sich, um davonzuschweben.

Nachdem wir uns den Inhalt und Sinn der Statue klar gemacht haben, betrachten wir noch die Bildung des Körpers im einzelnen. Auch hierbei müssen wir einen Gegensatz hervorheben. Entsprechend der drohenden Haltung des Kopfes und der kriegerischen Beschäftigung könnten wir einen kräftigen, kampfgewöhnten Körper erwarten, vielleicht keinen Herakles, aber doch einen kraftstrotzenden Ares. Statt dessen finden wir einen zarten, fast zierlichen Gliederbau etwa auf der Altersstufe, wo aus dem Knaben sich eben der Jüngling entwickelt hat. Damit mag zusammenhängen, was Winckelmann bemerkt, daß die Adern nicht angegeben sind. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß man daraus besondere Schlüsse ziehen darf, denn in jugendlichen Körpern treten die Adern noch nicht sichtbar heraus. Zu beachten ist auch, daß nirgends, wo Muskeln zusammentreffen, durch den Druck rechte oder spitze Winkel gebildet werden, sondern in sanften Rundungen fließt der Umriß dahin. Aber was dem Körper an reifer Kraft fehlt, das ersetzt er durch Energie und Schwungkraft. „So tritt uns der Gott entgegen“, sagt der große Archäologe Brunn, „nicht als ein zarter, noch halb knabenhafter Jüngling, auch nicht als ausgereifter Mann, sondern in unvergänglicher, mannhafter Jugend, ohne üppige Fülle, ohne Magerkeit, in strahlender, untadelhafter Schönheit.“

Der Körper wird gekrönt durch den wundervollen Kopf, der sich auf dem schlanken Halse in kühner Drehung stolz emporhebt. Entsprechend den Proportionen des Körpers ist er mehr schmal als breit entwickelt. Vom Ohr aus wölben sich die Wangen jugendlich gerundet, aber nicht in üppiger Fülle nach vorn, der kräftige Unterkiefer mit dem deutlich hervortretenden Kinn gibt dem

*) Ich bekenne, daß ich mir den Apollo in Bronze nicht denken kann und daß ich alles noch heute für zutreffend halte, was Feuerbach im achten Kapitel darüber gesagt hat.

Gesicht den energischen Ausdruck. Der Mund mit den schön geschwungenen Lippen ist etwas geöffnet, die Mundwinkel mit einem Anflug von Zorn und Verachtung leicht nach unten gezogen. Dagegen zeigt der obere Teil des Gesichts keine Erregung. Die weit geöffneten strahlenden Augen richten sich fixierend auf einen Punkt, die nach vorn gewölbte Stirn bleibt in heiterer Klarheit ohne Falten. Es ist keine hohe Denkerstirn, sie wird rings umrahmt von kunstvoll angeordneten Locken, die auch nach hinten den Kopf umwallen, aber die hohe Schädeldecke zeigt die Fülle des göttlichen Geistes. Noch gehoben wird ihr Eindruck durch die nach oben in einem Knoten aufgebundenen Haare.

Wenn ich versucht habe, verehrte Anwesenden, die Formen unserer Statue zu beschreiben, so empfinde ich lebhaft, wie wenig die Sprache imstande ist, die eigentümliche Schönheit eines plastischen Kunstwerkes wiederzugeben. Die Sprache, die der Künstler redet, wendet sich an das Auge, und nur dies ist imstande, jeder Einzelheit nachzugehen und den Reiz der Linien nachzuempfinden. Ebenso wenig wie die Schönheit der Formen, kann man ihre geistige Bedeutung und ihre tiefere Beziehung zu dem Seelenleben wissenschaftlich nachweisen. Hier entscheidet das künstlerische Gefühl. Aber wie wir uns im Leben nicht scheuen, über die Menschen nach ihrer äußeren Erscheinung Urteile abzugeben und Schlüsse zu ziehen, so muß ich jetzt auch den Versuch machen, die Formen der Statue zu deuten und in Worten auszudrücken, was uns der Künstler in seiner Sprache gesagt hat. Und wenn wir wiederholt bei der Betrachtung des Werkes auf Gegensätze gestoßen sind, so werden wir uns auch nicht wundern, wenn die ausgelösten Empfindungen entgegengesetzter Natur sind.

Wie hoheitsvoll ist die schlanke Gestalt! Wie schwungvoll und kräftig die Gebärde des Armes, wie mühelos und elastisch die Bewegung des Körpers! Befreit von irdischer Schwere scheint er ganz von einem hohen Geist erfüllt zu sein. Erhaben über den Druck der Materie schreitet er einher mit ebenso viel Anmut als Würde. Das Spiel der Locken verrät den Schwung dichterischer Phantasie. Hinter dieser Stirn können nur reine und hohe Gedanken wohnen. Diese klaren Augen sind nicht zu betrügen, sie schauen ins Verborgene und werden auch das Zukünftige durchdringen. Dieser sprechende Mund wird sich nur öffnen zu wohl lautender Rede und kluge Gedanken in tönenden Versen oder erhabenem Gesange verkünden. — Aber dieser Gott, den wir lieben möchten, weist uns zurück mit einem verächtlichen Lächeln, mit stolz erhobenem Haupte. Während er sanft dahinschwebt, hat er mit seinem unentrinnbaren Geschoß den Tod gesendet.

So sagt uns der Künstler: Dieser liebliche Gott ist ein strenger Gott, denn nur reine Menschen nahen dürfen. Dieses schöne Antlitz kann sich im Zorn gegen

die Frevler zusammenziehen. Diese anmutige Gestalt vermag auch Waffen zu führen, die den Gegenstand seines Zornes vernichten.

Zum Schluß bleiben noch einige Fragen kurz zu beantworten. Lange hat die Wissenschaft sich bemüht, zu ermitteln, wer denn der vom Gotte erlegte Gegner sei. Die Frage ist nicht ganz müßig, weil es immerhin möglich erscheint, daß unsere Statue ursprünglich ein Teil einer Gruppe gewesen ist. Man ging alle Möglichkeiten durch, man riet auf die Griechen vor Troja, die Kinder der Niobe, den Drachen Pytho, durch dessen Überwältigung der Gott sein Heiligtum in Delphi gewann, auf die Eumeniden, die er nach Aeschylus von seinem Heiligtum scheuchte. Endlich kam man auf einen ganz anderen Gedanken, den ich erwähnen muß, weil er in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts allgemein verbreitet war und sich in den Werken aus jener Zeit häufig findet. In Petersburg tauchte in der Sammlung des Grafen Stroganoff eine kleine Bronzefigur auf, die den Apollo in ähnlicher Haltung zeigte, aber in der linken Hand statt des Bogens einen nicht ganz klaren, beutelähnlichen Gegenstand hielt. Man deutete diesen als Aegis, d. h. als das schlangenumgebene Haupt der Medusa, das sonst Zeus oder Athena zu tragen pflegt, um durch seinen grauenerregenden Anblick die Feinde zu verscheuchen. Damit kombinierte man dann eine andere Vermutung. Im Jahre 279 v. Chr. war ein Schwarm von Galliern von Norden her in Griechenland eingebrochen und hatte auch versucht, zu Delphi in das alte, berühmte Heiligtum einzudringen, aber ein gewaltiges Unwetter war aufgezogen und hatte mit Blitz, Donner und Hagel die Barbaren verscheucht. Dies Ereignis hatte — allerdings nur für kurze Zeit — dem alten Orakel einen neuen Glanz und erhöhtes Ansehen verschafft. Man nahm nun an, daß zur Feier desselben unsere Statue geschaffen sei, der Gott, wie er die Waffe des Zeus schwingt, d. h. Blitze gegen seine Feinde schleudert.

Es ist das Verdienst Furtwänglers nachgewiesen zu haben, daß die Bronzestatuette des Grafen Stroganoff eine moderne Fälschung ist. Er hat auch mit Nachdruck betont, daß durch den Köcher auf dem Rücken der Statue die Ergänzung des Bogens sichergestellt werde. Was aber den Gegner betrifft, so verzichtet er, wie ich glaube, mit Recht darauf, einen bestimmten Namen zu nennen. Der Pfeil des Gottes streckt jeden Feind nieder, dessen sind wir sicher; wer es in diesem Augenblicke gewesen ist, ist ganz gleichgültig. Der Bogenschuß ist für den Künstler nur ein Motiv gewesen, um das Wesen des Gottes vollständig vorzuführen und seiner Figur eine großartige Bewegung zu geben.

Wer war aber dieser Künstler? Das ist die letzte Frage, für die wir eine Antwort suchen. Wenn uns die aus dem Altertum erhaltenen Schriftsteller im Stiche lassen, sind wir mit solchen Fragen auf stilistische Untersuchungen angewiesen.

Und wie es bei einem Werke von so ausgeprägter Eigenart zu erwarten ist, hat die Wissenschaft ein ziemlich sicheres Resultat gefunden. Daß es, wie bereits angedeutet, in die Zeit der jüngeren attischen Kunst gehört, wird niemand bezweifeln, aber auch den Künstler kann man nennen. Es wird auch Ihnen, verehrte Anwesende, bekannt sein, mit welcher Sorgfalt von den Griechen das Problem



Ganymed.
Rom, Vatikan.

der stehenden Figur durchgearbeitet wurde, d. h. die Frage, wie der Druck des Oberkörpers am besten von den Beinen getragen wurde. Die verschiedene Lösung der Frage ergab nicht nur wesentliche Unterschiede für die äußere Durchbildung der Statuen, sondern auch für die Charakteristik der dargestellten Persönlichkeiten. Ja auch für einzelne Künstler ist die Vorliebe für bestimmte Beinstellungen

bezeichnend, besonders für Polyklet und für Praxiteles. Erst nachdem die verschiedenen Möglichkeiten durchgeprobt waren, konnte ein Künstler den Versuch machen, den Druck des Oberkörpers überhaupt wegzunehmen, d. h. eine schwebende Figur darzustellen. Der Mann, der dies zuerst ausgeführt hat, ist *Leochares*, gebürtig vermutlich aus Athen. Er gehörte zu den auserwählten Meistern, die gemeinsam mit dem berühmten Skopas um 350 das Mausoleum in Halikarnaß zu einem der sieben Weltwunder schufen, und war später für den großen Alexander tätig. Unter den vielen Werken seiner Hand wird eins besonders gepriesen, der Raub des Ganymed durch den Adler des Zeus. Eine kleine Nachbildung davon ist im vatikanischen Museum erhalten. Hier hat Leochares eine frei nach oben schwebende Figur gebildet und sie sehen leicht die Ähnlichkeit mit dem Apollo: dieselbe Stellung der Beine, die verwandte Entwicklung der Arme, das lockenumkränzte Haupt, den Mantel, der über die Brust geschlungen und hinter dem Rücken herabfallend den Hintergrund für die jugendlich schwellenden Glieder abgibt. Demnach wird auch der Apollo von der Hand des Leochares gebildet sein.

Freilich haben wir nicht das Original, und gewiß läßt die erhaltene Kopie schmerzlich das sprühende Leben vermissen, das uns beispielsweise am Hermes des Praxiteles immer wieder mit Bewunderung erfüllt, aber freuen wollen wir uns doch, daß uns wenigstens ein Abglanz erhalten ist von einem der feinsinnigsten Werke attischer Kunst.



SOKRATES

DRAMATISCHES GESPRÄCH IN EINEM AUFZUG

VON

PAUL GERHARDT

Vorbemerkung: Die folgende kleine Arbeit ist ein Versuch, den dramatischen Kern des platonischen Dialogs „Kriton“ herauszuschälen und die dort gezeichnete Gestalt des Sokrates auch denjenigen nahe zu bringen, die des Griechischen nicht kundig sind. Wenn die zunächst ziemlich wortgetreue Übersetzung sich allmählich in eine freiere Wiedergabe der platonischen Darstellung verwandelt, so darf der Leser gleichwohl versichert sein, daß die Gedanken Platos überall treu gewahrt sind, selbst da, wo der sprachliche Ausdruck im Verhältnis zu dem Alter des Originals gelegentlich jung anmutet. An den Höhepunkten nimmt auch die Nachbildung von selbst wieder eine Gestalt an, die sich nur noch durch die äußere Form des Verses von dem Original unterscheidet. Auch die für Sokrates charakteristische Art der Beweisführung dürfte trotz der Kürzungen, die gerade in diesem Punkte angebracht und erlaubt erschienen, immer noch klar genug zu Tage treten.

D. V.

Sokrates.

Dramatisches Gespräch in einem Aufzuge von Paul Gerhard.

Personen: **Sokrates** und **Kriton**.

Ort der Handlung: Eine Zelle im Staatsgefängnis zu Athen.

Zeit: Das Jahr 399 v. Chr

Es ist früh am Morgen; Sokrates erwacht soeben.

Sokrates. Was bist du heut, mein Kriton, schon so früh
Gekommen? Oder ist es nicht mehr früh?

Kriton. O doch! Noch sehr!

Sokrates. Wie spät wohl?

Kriton. Eben graut

Der Morgen erst.

Sokrates. Ei nun, da wundert's mich,
Daß der Gefängniswärter willig war,
Dich schon hereinzulassen.

Kriton. O ich bin
Schon gut bekannt mit ihm, dieweil ich oft
Hierher ja komme; auch erhielt er schon
Manch' eine Kleinigkeit von mir geschenkt.

Sokrates. Kamst du erst eben oder bist du gar
Schon länger hier?

Kriton. Ein Weilchen wart' ich schon.

Sokrates. Dann aber sag' mir bloß, du guter Freund,
Was wecktest du mich nicht? Was saßest du
So schweigend hier?

Kriton. Weiß Gott, mein Sokrates,
Lust hatt' ich selber wohl zum Wachen kaum

Mit einem Herzen, das so kummerschwer.
Doch sah ich dich, wie du so friedlich schliefst,
Mit Staunen sah ich's, und absichtlich hab'
Tch dich nicht aufgeweckt; du solltest doch
Die Zeit noch süß verträumen. Oftmals pries
Ich wohl auch früher schon die stille Art,
Wie du dein Leben führtest; aber jetzt
Preis ich dich doppelt, daß du dein Geschick
So ruhig trägst.

Sokrates. Es wäre doch auch sehr
Verkehrt, mein Kriton, wenn ein alter Mann
Wie ich mit seinem Schicksal hadern wollt',
Bloß weil er sterben soll.

Kriton. O, andre, die
Nicht jünger sind und die das gleiche Los
Ertragen sollen, hält ihr graues Haar
Nicht ab, zu murren wider solch' Geschick.

Sokrates. Mag sein. Doch sag', was bist du heute schon
So früh gekommen?

Kriton. Ach ich bringe heut
Dir eine Botschaft, die dir selber zwar,
Wie mir jetzt scheint, so schrecklich gar nicht ist,
Die aber mir und deinen Freunden herb
Und bitterschwer ist, mir in erster Reih'.

Sokrates. Sag's nur getrost: das Staatsschiff kam zurück
Von Delos, das dem Gotte ward entsandt,
Der unsre junge Mannschaft einst bewahrt.
Recht ist es, daß wir dankbar jedes Jahr
Des Gottes denken, der den Theseus einst
Und seine Todgeweihten hat beschützt;
Und recht auch ist es, daß in dieser Zeit
Man keinen in Athen zum Tode führt.
Nun also kam's zurück; so will ich denn
Zum Tode mich bereiten.

Kriton. Nein, noch ist
Es nicht in unsern Hafen eingekehrt.
Doch kommt es heut, im Lauf des Tages kommt's;
So sagten Leute, die von Sunium her

Zur Stadt gewandert; heut noch kommt es an.
Und morgen — morgen müßtest du alsdann
Dein Leben enden...

Sokrates. Nun denn, Kriton, sei's!
Die Götter wollen's, und so ist es gut.
Nur freilich glaub ich fast, es kommt heut nicht.

Kriton. Warum nicht? Warum meinst du, käm' es nicht?

Sokrates. Das will ich dir verraten; hör' mir zu!
Ich soll doch sterben einen Tag, nachdem
Das Schiff zurückgekehrt?

Kriton. So hat's der Rat
Der Elf bestimmt, die hier die Herren sind.

Sokrates. Ganz recht. Nur wird das Schiff nicht heute mehr
In den Piräus laufen, sondern erst
Am Tag darauf. So hat es mir ein Traum
Verkündigt, der in dieser Nacht mir kam,
Just vorhin. Und mir scheint beinah', es war
Recht gut, daß du nicht gleich mich aufgeweckt.

Kriton. Ein Traum? Was für ein Traum? Wie war er? Sprich!

Sokrates. Mich deuchte, eine hehre Frau erschien
An meiner Lagerstatt, ein schönes Weib
In weißen Kleidern, und sie sprach zu mir:
Am dritten Tage, Sokrates, betrittst
Du jenes fremde Land.

Kriton. Was für ein Traum!
Wie sonderbar!

Sokrates. Wie deutlich, lieber Freund!

Kriton. Nun ja, auch deutlich! Deutlich nur zu sehr!
Doch hör' mich, Lieber, hör' und folge mir!
Bring' dich in Sicherheit; du mußt es tun.
Was fang' ich an, wenn ich dich nicht mehr hab'?
Wo find' ich jemals wieder solchen Freund,
Wie du es warst? Um meinetwillen tu's!
Bedenke doch, wenn du nun hier so stirbst
Den unverdienten Tod — sie werden ja
Mit Fingern auf mich zeigen: Dieser da,
So werden alle sagen, ließ es zu!
Er konnt' ihn retten, doch er tat es nicht.

Mit schnödem Gelde hätt' er leicht die Tür
Des Kerkers ihm entriegelt; doch das Geld
War teurer ihm als Freund und Freundestreu.
Glaub' mir, so wird die große Menge dann
Von Kriton reden. Daß du selbst es warst,
Der diesen Weg verschmähte, — Sokrates,
Das glaubt ja keiner. Mir zu Liebe tu's!

Sokrates. Mein guter Kriton, meinst du das im Ernst?
Seit wann bekümmert uns bei unserm Tun
Der Spruch der Allzuvielen? Stets noch war
Es würdiger, auf die zu hören nur,
Die trefflich sind. Und diese kleine Schar
Wird ganz von selber glauben, daß es so
Sich abgespielt hat, wie es heut der Fall.
Das Wort der Menge gilt dem Weisen nichts.

Kriton. Verzeih' — ich mein', du grade hättest Grund
Zu sagen, daß die Menge mächtig sei.
Wer schuf denn das Geschick, in das wir nun
Verstrickt dich sehen? Nicht im Kleinen nur
Ist sie so stark, sie ist im Großen auch
Allmächtig; ihr Verleumderwort hat Kraft,
Sogar zu töten.

Sokrates. Kraft zu töten? Wen?
Sie töten wohl den Leib, die Seele nicht.
Und wären sie es wirklich, deren Hand
Den Tod uns gibt, so gäben sie vielleicht
Uns eben dadurch auch das größte Gut.
Doch was sich hier erfüllt, ist ihr Werk nicht;
Es ist der Gottheit wohlbedachter Rat.
Die Menge handelt blind, von ungefähr;
Und was uns als das höchste stets erschien,
Das just vermag sie zu gewähren nicht
Noch auch zu nehmen: einen weisen Sinn.

Kriton. Du willst nicht hören. Doch ich fürchte fast,
Daß dich ein andrer Grund so störrig macht.
Sag' ehrlich, Sokrates, du bangst um mich
Und um die andren Freunde? Wenn du hier

Entfliehen wolltest, meinst du, zöge man
Dann uns zur Rechenschaft, nähm' uns vielleicht
All unsre Habe oder tät' uns auch
Noch sonst ein Leid. Wenn dies dir Sorge macht,
Dann laß dir sagen: Freude wär' es uns,
Für dich zu leiden, wie es Pflicht auch wär'.
Hab' ich's getroffen? Hält dich das zurück?

Sokrates. Ja ich gesteh's, auch dies verbietet mir
Vom Platz zu gehen, wie noch manches sonst.

Kriton. O dann ist alles gut! Was meinst du nur,
Wie wohlfeil diese schlechten Menschen sind,
Die uns verraten könnten! Da genügt
Der argen Gier schon eine Handvoll Geld.
Und wozu hätt' ich Geld im Überfluß,
Wenn ich's für einen Freund nicht opfern wollt'?
Ja ginge selbst mein ganzes Gut darauf,
Auch dann noch hätt' es keine Not für mich.
Bin ich der einz'ge denn, der als dein Freund
Dir beisteht? Ist aus Theben Simmias nicht
Und Kebes da und noch viel andre mehr?
Ja wenn es dich beruhigt, magst du nur
Es gleich erfahren: Simmias hat bereits
Geld mitgebracht, genug für unsern Zweck.
Du schweigst noch immer, und mir fällt ein Wort
Soeben ein, das vor Gericht du sprachst;
Da fragtest du, wohin du wohl den Fuß,
Den flücht'gen lenken solltest, wenn man dich
Ins Elend jagte? — Des sei unbesorgt!
Mit off'nen Armen wird man anderwärts
Den Mann empfangen, der Athen verließ,
Weil man ihm Unrecht tat. Ich selber hab'
Manch' hohen Gastfreund im Thessalierland,
Der stolz d'rauf wäre, wenn er dir sein Dach
Zum Schutze bieten könnte. — Immer noch
Verharrst du schweigend? Hast du auch bedacht,
Was einst aus deinen Söhnen werden soll,
Wenn du den Tod wählst? Waisen würden sie,
Und Waisen haben ein gar herbes Los.

Solang du kannst, mußt du ihr Vater sein;
Denn du hast sie erzeugt. — Weiß Gott, das wär'
Zwar recht bequem, erst Kinder in die Welt
Zu setzen und sie dann mit leichtem Sinn
Dem Zufall preiszugeben! Nein, so darf
Der Mann nicht handeln, der sein Leben lang
Von Tugend predigte und Recht und Pflicht.
Man würde dich und uns zu gleicher Zeit
Der Schwäche zeih'n — u n s , daß wir dich im Stich
Gelassen hätten, als in Not du warst,
D i c h , daß es dir am nöt'gen Mut gebrach,
Die Hand zu fassen, die dir Rettung bot.
Auf denn und wage es! Entschließe dich!
Vielmehr vollführe schleunigst den Entschluß!
Es drängt die Zeit; bevor die nächste Nacht
Hereinbricht, muß das Werk vollendet sein.
Wenn jetzt wir zaudern, ist die Rettung hin
Und nicht mehr möglich. Komm und folge mir!

Sokrates. Ich habe dir geduldig zugehört,
Mein Kriton; höre du nun mir auch zu.
Das war ja doch auch früher uns're Art,
Daß wir in Ruhe prüften, was gerecht
Sei und verständig. Und was unserm Sinn
Dann als das Beste schien, dem folgten wir.
So hielten wir's ein Leben lang; soll jetzt
Dies alles anders sein? Und was uns sonst
Als heilig galt, soll das mit einem Mal
Mißachtet werden? Nein, das willst du nicht.
So laß uns denn mit unbeirrtem Blick
Die Gründe ansehen, die dein Freundessinn
So klug erdacht. — Du willst, ich soll entflieh'n,
Auf daß ich lebe. Scheint das Leben dir
Der Güter höchstes? Oder ist's nicht so:
Nicht daß ich lebe, darf mir wichtig sein;
Daß recht ich lebe, darauf kommt es an.
Recht aber heißt gerecht; so fragt sich's denn:
Wär' es gerecht, wenn ich von hier mit List
Entwiche, während keiner mir's erlaubt?

Das wollen wir in Ruhe jetzt zu zwein
Hier untersuchen; pflichtest du mir bei?

Kriton. Ich muß ja wohl.

Sokrates. So sage mir zunächst:
Darf man mit Vorbedacht wohl Unrecht tun?
Ist Unrecht tun vielleicht mitunter recht
Und nur bisweilen unrecht? Oder gilt
Auch heute noch, was sonst uns sicher war,
Daß Unrecht tun in keinem Fall erlaubt?

Kriton. Wer wollte das bestreiten?

Sokrates. Also darf
Auch der nicht Unrecht tut, der Unrecht litt
Am eignen Leibe? Darf er's oder nicht?

Kriton. Er darf es dann wohl kaum.

Sokrates. Denn Unrecht bleibt
Stets Unrecht. Aber, Kriton, sieh' wohl zu,
Ob du mir hier nicht etwas zugestehst,
Was doch im Grund nicht deine Meinung ist.
Ich weiß gar wohl und du bedenk das auch:
Nur wen'ge glauben, daß es unrecht sei,
Dem Übeltäter Übles auch zu tun,
Und immer werden's nur ganz wen'ge sein,
Für die Vergeltung auch als Unrecht gilt.
So überlege dir zuvor genau,
Ob du nicht hier schon and're Ansicht hegst.
Denn zwischen jenen Wen'gen und der Schar
Der Vielen, die Vergeltung fordern, ist
Befestigt eine große Kluft, so daß
Der eine nie sich mit dem andern trifft.
Ja selbst Verachtung bleibt dem nicht erspart,
Der einen Schlag nicht wiederum vergilt
Mit einem Schlag, der gegen die Gewalt
Nicht setzt Gewalt, der seinem Feind nicht Feind
Und dem Beleid'ger nicht Beleid'ger ist.
Ich selber kann in diesem Punkte nicht
Den Glauben ändern, der mir recht erscheint;
Ich stehe bei den Wen'gen, wo ich stets

Gestanden habe. Doch ich bin bereit,
Dich anzuhören, wenn du's besser weißt.

Kriton. Nein nein; ich stimm' dir bei; ein Unrecht bleibt
Ein Unrecht, wem es auch wird angetan.

Sokrates. Nun dann, mein Kriton, halt ich dich hier fest:
Auch wenn mir Unrecht ward, so darf ich's doch
Mit Unrecht nicht erwidern. Bin ich falsch
Verurteilt worden, darf ich nimmer doch
Auf falschem Weg der Strafe mich entziehn.
Doch höre mehr noch! Setz' einmal den Fall,
Du hättest einem andern zugelobt,
Was billig schien; bist du wohl überzeugt,
Daß du dann dein Gelübde halten mußst?

Kriton. Das sollt ich meinen.

Sokrates. Doch in jedem Fall?

Kriton. In jedem Fall.

Sokrates. So sag' dies eine mir:
Wenn ich nun einem etwas zugelobt
Einst hätte und ich wollte schnöde jetzt
Mich meiner Pflicht entziehen, wäre das
Wohl recht getan?

Kriton. Es wär' wohl schwerlich recht;
Doch weiß ich nicht, worauf dein Fragen zielt.

Sokrates. Und wenn es nun gar einer wäre, dem
Am wenigsten ein Unrecht darf geschehn?

Kriton. Dann wär' es doppelt unrecht. Aber sag',
Wer mag das sein, dem solches du gelobt?
Ich wüßte keinen.

Sokrates. Es ist das Gesetz,
Die Ordnung dieser Stadt. Begreifst du nun?
Nimm an, ich wollte heimlich hier entflieh'n,
Entlaufen oder wie man's nennen mag,
Und die Gesetze träten vor mich hin
Und fragten: Sokrates, was hast du vor?
Ist es nicht also, daß du jetzt begehrest,
Uns zu vernichten und die ganze Stadt?
Denn wenn du uns vereitelst, schädigst du
Das Wohl der Stadt; kann eine Stadt bestehn,

In der man die Gesetze kraftlos macht? —
Was könnt' ich da erwidern? Steht es nicht
Geschrieben im Gesetz: Ein Richterspruch
Soll gültig sein? — Du fährst voll Unmut auf;
Du meinst, ich sollte sagen: Ja man hat
Gewalt mir angetan und falschen Spruch
Gefällt! Soll ich das sagen?

Kriton. Ganz gewiß!
Das mußt du sagen! Denn es w a r nicht recht.
Die Richter haben schuld.

Sokrates. Gemach, mein Freund!
Nicht um die Richter handelt es sich hier,
Es geht um die Gesetze. Und ich hab'
Mit den Gesetzen nie gehandelt, hab'
Niemals mit ihnen ausgemacht, ich sei
Gewillt zu folgen, wenn der Spruch mir recht
Erschiene. Nein, ich hab' bedingungslos
Von je erklärt, ich unterwürfe mich
Dem Urteil, das in ihrem Namen man
Mir fällen würde, und so war es recht.
Denn die Gesetze selber — sie sind gut;
Und wenn sie fragten, was ich ihnen wohl
Vorwerfen könnte, wüßt' ich da ein Wort
Der Klage. nur ein einz'ges? Nein, ich hör'
Sie sprechen und ich stimme ihnen zu:
Wer war es, Sokrates, der dich erschuf?
Wer war's, der deine Eltern einst verband
Zu rechter Ehe? Und wem also dankst
Im Grunde du dein Leben, wenn nicht uns?
Willst du uns schelten, daß wir ihren Bund
Einst heiligten? — Nein, spräch ich, nimmermehr.
Und wenn sie weiter fragten: Aber wir,
Die wir verlangten, daß dein Vater dich
Zur Schule schickte, daß er deinen Geist
Und deinen Körper bilden ließ, sind wir
Des Tadels wert? — Nein, spräch ich, nimmermehr.
Dann aber führen sie wohl also fort:
Von uns bist du erzeugt, von uns ward dir

Das Gleichmaß deiner Bildung — sind wir dann
Nicht deine Eltern? Mehr noch: deine Herr'n?
Und sind wir das, glaubst du dann wirklich wohl,
Du dürftest mit uns rechten? Hat ein Sohn,
Ein Untertan das gleiche Recht mit dem,
Der Vater ihm und Herr? Und wenn der Herr
Den Sklaven züchtigt, wie es gut ihm scheint,
Darf der Geschlag'ne die erboste Faust
Dann auch erheben? Und was keinem Knecht
Erlaubt je wäre gegen seinen Herrn,
Soll dir erlaubt sein gegen das Gesetz
Und gegen sie, die das Gesetz erfand,
Die Vaterstadt? Du Weiser weißt es nicht,
Daß zehnfach höher noch das Vaterland
Als Vater oder Mutter dir muß stehn?
Ehrwürdig ist und heilig dieses Land
Bei Menschen und bei Göttern. Wenn dem Sohn
Es zürnt — und zürnte es auch irrend gleich —,
Du mußt es ehren, mehr noch als du ehrst
Den Vater, der im Zorn selbst heilig ist.
Und ob es dich in Krieg und Wunden schiekt,
Ob ins Gefängnis oder in den Tod,
Du hast zu folgen, und du darfst den Platz
Nicht frei verlassen, den es dir bestimmt.
So, lieber Kriton, glaub' im Geiste ich
Zu hören die Gesetze. Dünkt dich nicht
Gleich mir, sie sprächen wahrhaft?

Kriton. Sokrates,

Du hast wohl recht. Es macht das Herz mir schwer,
Daß du so redest, und erhebt mich doch.
Sprich weiter!

Sokrates. Ja, du Lieber, hör' auch dies:
Wohl mag ein Mann behaupten, daß die Stadt
Und die Gesetze nicht nach seinem Sinn
Geartet seien, daß er's nicht ertrüg',
Gehorsam zu bezeugen solchen Herr'n.
Wer wehrt es ihm, daß er alsdann den Staub
Des Vaterlands von seinen Füßen streift?

Nicht die Gesetze! Sie erlauben ihm,
Zu geh'n, wohin er will; die Welt ist groß.
Wer aber bleibt, nachdem er klar gesehn,
Was eines Landes Recht und Satzung ist,
Der gibt freiwillig durch die Tat es kund,
Daß er Gehorsam schulde bis zum Tod.
Ich nun hab' nie erklärt, daß mir die Stadt
Und ihre Satzung nicht behagte. Mehr
Als andre hab' im Gegenteil ich stets
Bewiesen, daß es hier mir wohlgefiel.
Wann hab' ich je die Mauern von Athen
Verlassen, außer wenn's zum Kriege ging,
Den uns die Stadt verordnet? Einmal nur
Zog nach Korinth ich, frommer Sitte treu,
Die zu den Spielen rief. Sonst bin ich nie
In andrer Luft gewandelt, als sie hier
Vom Himmel weht. Und als mein Schicksal mich
Mit siebzig Jahren vor das Tribunal
Noch unvermutet zog, auch da noch konnt'
Ich das Exil erwählen. Denk' doch nur,
Wenn die Gesetze mich mit ernstem Aug'
Jetzt sähen, wie ich heimlich fliehen wollt',
Ich müßte ja versinken ob der Scham.
Wenn sie mich fragten: Hältst du so dein Wort?
Ist dies der Mut, mit dem du vor Gericht
Verschmähtest, was dir vom Gesetz erlaubt?
— Wie sollt' ich da bestehn vor ihrem Blick?
Du hast es gut gemeint, das weiß ich wohl,
Als du zur Flucht mir rietest. Aber wär'
Das noch ein Leben, das des Lebens wert,
Wenn ich im fremden Lande weilen müßt'?
Wenn ich nach Theben oder Megara
Mich flüchtete, in Städte, wo Gesetz
Und Sitte walten, müßte man mich da
Argwöhnisch nicht betrachten? Wer zu Haus
Sich dem Gesetz nicht beugt, wer frech verrückt
Den Grundstein aller Ordnung, muß der nicht
Als Feind erscheinen, wo er sich nur zeigt?

Und wenn ich denke, ich entschlösse mich
Doch hinzugehn, dann hör' ich wieder der
Gesetze warnend Wort: Wie, fragen sie,
Dort willst du hingehn? Willst am Ende gar
Auch dort die Reden führen, die vorher
Du in der eig'nen Vaterstadt geführt?
Daß Tugend und Gerechtigkeit allein
Erstrebenswert auf dieser Erde sei?
Das willst du sagen, ohne daß es rot
Dir hoch bis zur gefurchten Stirne steigt?
Dann geh' nur lieber ins Thessalierland,
Wo man so streng nicht denkt, wo Spiel und Wein
Für Güter gelten wie sonst Zucht und Recht.
Da magst du dann am üppig-vollen Tisch
Erzählen, wie belachenswert das war,
Als du frühmorgens, in ein Kleid gehüllt,
Wie's Bettler tragen oder Hirtenvolk,
Vermummt die Straßen von Athen durchschrittst,
Dem Hafen zu, wo dich ein Schiff empfing.
Und zwischendurch kannst du dann öfter auch
Von Tugend wieder reden und vom Wert
Des wahren Manns. — Nein, Kriton, nimmermehr
Ertrüg' ich das, und du auch willst das nicht.
Du sprachst von meinen Söhnen. Ja, es schmerzt
Mich tief im Busen, daß ich künftig nun
Nicht ihre Schritte mehr behüten soll.
Wie dachtest du, wenn ich in deinen Plan
Gewilligt hätte? Meintest du, ich sollt'
Auch dann die Söhne mit ins Elend ziehn,
Der Heimat sie berauben? — Nein, ich seh's
An deinen Mienen, du getreuer Freund,
Das hast du nicht gedacht. Nun aber sieh:
Wenn ich, ein Flüchtling, sie allhier zurück
Hätt' lassen müssen ohne Vaterhaus,
Dann hätten viele Freundesarme sich
Der Waisen wohl erbarmt. Wie sollten sie
Sich ihrer nicht erbarmen, wenn ich nun
Statt nach Thessalien in den Hades geh'?

Sind sie mir wirklich wohlgesinnt und treu,
Dann werden sie der Freunde schönste Pflicht
Erst recht erfüllen, wenn ich nicht mehr bin.
Gib' mir die Hand! Gehorchen wollen wir
Dem, was Gesetz ist. Wer hier oben wagt,
Zu spotten der Gesetze, könnten den
Die Brüder der Gesetze freundlich wohl
Im Hades grüßen? Also sei getrost
Und wohlgemut, wie ich es selber bin.
Mir ist, als kläng' im Ohre mir ein Ton,
Wie die ihn hören, die des Gottes voll
Das Ohrenklingen haben, wenn der Rausch
Von vielen Seligkeiten sie erfaßt.
So klingt in mir der Ton; er klingt mit Macht,
So mächtig, daß er alles übertönt;
Und was ins Ohr sich lockend stehlen will,
Das wird verschlungen von dem einen Klang.
— Du stehst so stumm? Sprich, wenn du etwas noch
Zu sagen hast.

Kriton. Nein, Sokrates, ich weiß
Nichts mehr zu sagen. Gar nichts weiß ich mehr.

Sokrates. Nun denn, mein Kriton, laß uns das Geschick
Ertragen, wie's für Weise sich gebührt;
Es ist auch hier die Gottheit, die uns führt.



Proben aus Ovids Fasten.

Von Professor Dr. Otto Binde.

In Kalender in Form einer Dichtung! Diesen Einfall führte Ovid im Hinblick auf alexandrische Vorbilder aus. Er berücksichtigt die Veränderungen am Sternenhimmel, die Tier- und Pflanzenwelt, besonders aber die römischen Feste mit ihren oft wunderlichen alten Bräuchen.

Im Einklang mit den Bestrebungen des Kaisers Augustus sucht er das Verständnis für der Väter Art und Sitte neu zu beleben; er erzählt italienische Gründungssagen und erklärt in seiner Weise, zuweilen auch bloß mit schelmisch angenommener Überlegenheit die unterschiedlichen Meinungen der zünftigen Gelehrten über ein Problem der Vergangenheit zusammenstellend, eine Fülle von ehemaligen Einrichtungen und Gebräuchen, deren Sinn und Herkunft in Vergessenheit geraten ist.

Bald bewegt sich seine Darstellung im hohen Stil, bald fließt sie in munterem Geplauder leicht dahin; eingeflochtene Schilderungen, Anekdoten, Schnurren, Schwänke beleben das Ganze.

Ovids Gedicht umfaßt etwa 2500 Disticha, die sich auf 6 Bücher verteilen, in denen die Monate Januar bis Juni behandelt sind. Auf 12 Bücher angelegt, sollte das Werk dem Kaiser Augustus zugeeignet werden; es ist aber in der Verbannung vom Dichter nicht völlig zu Ende geführt worden. Als der Kaiser bis zum Tode in seiner Ungnade verharrte, wandten sich Ovids Hoffnungen zuletzt dem jungen Germanikus zu, dessen Feldzüge Tacitus schildert. Im Jahre 16 wurde dieser Prinz aus Deutschland abberufen, um nach dem Orient zu gehen. In dieser Zeit überarbeitete Ovid das 1. Buch seines Kalenders und stellte ein Widmungsgedicht an Germanikus voran, der selbst schon an einem ähnlichen Stoffe sein Talent erprobt hatte.

Unser Dichter hoffte wohl gar auf eine persönliche Begegnung mit dem hohen Herrn, die etwa in Byzanz stattfinden könnte; aber der Tod ereilte ihn zuvor in der Trübsal der Verbannung.

Aus seinem Kalender sind hier 3 Proben gegeben:

1. Das Volksfest der Anna Perenna am 15. März,
2. Die Erklärung der alten Sitte, weshalb am 17. März Honigkuchen gebacken werden,
3. Die Fuchshetze am 19. April.

I.

Das Fest der Anna Perenna (Fasten III 523).

Auf die Iden fällt das Fest der Anna Perenna.

Fröhlicher Tag! Das Volk zieht an das Ufer des Stroms,
Lagert sich weit und breit auf grünendem Gras mit Behagen;
Traulich in Paaren gesellt, sprechen dem Becher sie zu.

Unter dem Himmel kampieren die einen, in Zelten die andern;
Hütten aus Laub zu erbaun, sproßte schon junges Gezweig.

Einigen dienen auch Stäbe von Rohr, starr ragend, zu Säulen,
Und darüber als Dach spreiten die Toga sie drauf.

Warm umsonnt und vom Weine durchglüht, erfehn sie sich Jahre
Just so viel, wie sie heut Humpen geleert aus dem Krug:

Mancher der Alten getrost will's Nestor, dem rüstigen, gleichtun,
Manche der Frauen erweist reif sich, Sibylle zu sein.

Gassenhauer ertönen, die jüngst man vernahm im Theater,
Feurig begleiten im Takt muntre Geberden den Text;

Bald auch umziehn sie in plumpem Chor den bauchigen Mischkrug,

Bald — und es weht ihr Gelock — dreht sich ein Mägdlein im Putz.

Kehren sie endlich heim, das ist ein ergötzliches Schauspiel:

Brav, ihr Leutchen! so ruft mancher den Wankenden zu —

Neulich auch ich: und lohnend erschien, wie den Alten die Alte
Heim im Taumel der Lust führte, mir hier des Berichts.

II.

Die Honigkuchen am 17. März (Fasten III, 737).

Einst, von den Satyrn umschwärmt, kam her vom sandigen Hebrus

Bacchus — und nun horcht auf! ist doch gar schnurrig die Mär!

Schon war erreicht der Rhodope Kamm und die blumige Bergflur

Hoch am Pangaeus, und dumpf dröhnten die Becken aus Erz:

Plötzlich, noch nimmer gesehen, geflügelte Wesen, sie summen

Folgsam der brausenden Lust — Immelein sind es — heran.

Liber erhascht den schweifenden Schwarm: in der Höhle des Baumstamms
Sperrt er ihn ab und gewinnt Honig der Mühe zum Lohn.
Kaum hat der allweil fidele Silen und die Satyrn gekostet,
Spähen nach Waben sie um, gelblichen, stöbernd im Hain.
Horch, Welch' ein Summen! Da schwärmt wo ein Volk! Flugs erlugt es der Alte
Droben im Ulmenspalt. Listig verschweigt er den Fund:
Dann, auf des Rücken er säumig, dem eingebogenen, hockte,
Knüpft er sein Es'lein, am Stamm haltend, dem rissigen, fest,
Reckt auf dem Tiere sich steil und greift schon erpicht in den Wipfel,
Gierig zu naschen vom Seim, den ihm die Borke verbirgt:
Tausend Hornissen — nicht Bienen! — im Nu versenken den Stachel
Ihm in die Glatze, die Nas' reizt sie, die platte, zur Wut —
Plumps! und er stürzt kopfüber zur Erd'; vom Esel ein Hufschlag
Trifft ihn dazu noch. „O weh, wehe mir!“ ruft er „zu Hilf!“
Schon sind die Satyrn zur Stell'. Sein geschwollen Gesicht sie belachen:
„Siehst du, da da hast du's! Und schaut, schaut, wie er humpelt vor
Schmerz!“
Lachen muß Bacchus nun selbst, und wie Lehm nur, befeuchtet, die Pein stillt,
Lehrt er bedauernd. Silen knetet die Maske sich auf,
Während am Honig der Gott sich erlabt. — In die dampfenden Fladen,
Dankbar dem Finder, seither rühren wir Honig hinein.

III.

Die Fuchshetze am 19. April (Fasten IV, 679).

Tagt es zum dritten Mal, nachdem die Hyaden versanken,
Warten im Ablaufstand schon die Quadrigen des Winks.
Aber weshalb man Füchse dann jagt, zu Paaren gekoppelt,
In den Zirkus, den Schweif lohend wie Fackeln, vernehmt!
Kalt um Karseoli, der Zucht nicht geneigt von Oliven,
Liegt der Boden; doch lohnt willig im Feld er den Fleiß.
Hier ins pälignische Land einst zog ich zur Heimat, der trauten,
— Schmal, doch an munterem Bach führte der Pfad mich entlang —
Trat in ein gastliches Haus, das oft mich umging, bei dem Freund ein;
Phöbus vom Joche, zu ruhn, hatte die Rosse gelöst.
Vieles erzählte der Wirt im Geplauder mir, so auch ein Schwänklein,
Dessen ich, eben am Werk, trefflich bedienen mich kann:

„Hier auf dem Feld“ und er wies auf ein Feld — „da schaltete vormals
Sparsam ein Weib und ein Mann, haben sich weidlich geplagt;
Er scharwerkete draußen im Land, die Faust an dem Sterze,
Führte die Sichel, den Karst, schnitt und umhackte die Frucht,
Sie jedoch fegte die Hütte, die windschief mühsam gestützte,
Legte mit sorglicher Hand unter die Glucke das Ei,
Sammelte Malventee, trug heim den weißlichen Brachpflz,
Schürte willkommene Glut, kauernd am niederen Herd,
Fand bei alledem Zeit noch zu emsigem Schaffen am Webstuhl,
Wirkte wider den Frost Loden und molligen Flausch:
Aber ein Nichtsnutz war ihr Söhnlein: Das lag so im Alter:
Hatte ja doch die zwölf kürzlich vollendet der Strick!
Dieser nun fängt im Weidengestrüpp sich des Tales ein Fuchslein,
Das sich gar manches Huhn aus dem Gehege geholt,
Wickelt den armen Sünder in Heu und in Stroh und entfacht es;
Meister Reineke schlüpft ihm aus der kokelnden Hand,
Flüchtet in Pein und setzt, wo er flieht, in Flammen die Feldflur;
Prasselnd im reifenden Korn sprang in die Gluten der Wind.“ —
Lang ist nun hin was geschah; doch hat' es zur Folge: von damals
Schlachtet in Karseoli Fuchslein, ertappte, man ab;
Und der Fuchse Geschlecht es mußte beim Feste der Ceres,
Fortan nun brennen gehetzt, wie es verbrannte die Saat.



Die Cornelia-Elegie des Properz.

Freie Nachdichtung von Paul Gerhardt.

Höre, Geliebter, nun auf, mein Grab mit Tränen zu tränken;
Tut sich das düstere Tor keinem Gebete doch auf!
Sind wir im Tode einmal dem Gesetze des Orkus verfallen,
Sperren dem sehrenden Sinn eherne Riegel den Weg.
Dringt auch dein flehender Ruf ans Ohr des Hüters der Halle,
Bleibt es doch stumm in der Gruft, wie du mit Seufzen auch pochst.
Ja die Götter des Lichts, die lassen durch Bitten sich rühren;
Charon — ist er bezahlt, wendet er nimmer sich um.
Hinter der Toten erklang der Tuba traurige Weise,
Als meine Fackel gesenkt hatte zur Erde der Gott.
Retten konnt' es mich nicht, daß dir ich, Paulus, vermählt war,
Daß eine weinende Schar Kinder mein Lager umstand,
Daß ich der Ehre genoß, des Cornelius Tochter zu heißen;
Asche bin heut ich — und fünf Finger, sie heben mich leicht.
O ihr Nächte der Qual, ihr trägen stygischen Fluten,
Als ein Schatten umschweb' hier ich den freudlosen Ort.
Aber muß' ich auch gleich vorzeitig scheiden, ich schied doch
Schuldlos; zeige sich denn gütig der Gott mir gesinnt.
Reines Herzens, so trete ich hin vor die richtende Urne,
Hinter der Äakus thront, daß er mir künde den Spruch.
Neben ihm sitzen die Brüder, und bei dem Sessel des Minos
Steht der Erinyen Chor, lauschend in schweigendem Ernst.
Sisyphus lasse jetzt ruhen den Stein, still stehe Ixions
Quälendes Rad, und die Flut weiche nicht täuschend zurück,
Wenn sie des Tantalus haschende Hand zu fassen sich mühet;
Stumm, an die Kette gebannt, liege der höllische Hund.
Denn ich rede allnun, und lüg' ich, will ich der Schwestern
Strafe, den rinnenden Krug, tragen zu ewiger Pein.

Darf je eine des Ruhms glorreicher Ahnen sich rühmen,
Ich dann darf es getrost, wenn ich der Väter gedenk'.
Fragt im hispanischen Land, fragt Afrikas durstige Erde,
Griechenland fraget, sie tun alle das Gleiche euch kund:
Die mich zeugten, erlauchten Geschlechtes waren sie beide,
Auf Trophäen des Ruhms bauten sie beide ihr Haus.
Und nicht brachte dem Ruhm, den sie erbte, Cornelia Schande;
Selber ein leuchtendes Glied reiht sie der Kette sich an.
Als man das Mädchengewand der früh Umworbene auszog,
Als mir der Schleier der Braut duftig umwallte das Haar,
Zog ich in dein Haus, Paulus, — ach um so frühe zu scheiden;
Setze mir dies auf den Stein: „Einem stets war sie getreu.“
Gerne ertrag' ich das strengste Gericht; bei der Asche der Ahnen
Darf ich es schwören, ich hab' nie die Penaten verletzt.
Würdig deiner, so hütete ich das Feuer des Herdes,
Und bis zur Fackel der Gruft blieb ich, die immer ich war.
Hatte mir doch die Natur vererbt der Ahnen Gesetze;
Mutter, wann hab' ich dich je außer im Tode betrübt?
Wann dir Tränen erpreßt als nur an dem traurigen Tage,
Wo um die Tote die Stadt, wo auch der Kaiser geweint?
Aber nun klagt mir nicht länger; mit Stolz ja darf ich es preisen:
Wenn ich auch früh von euch schied — kinderlos schied ich doch nicht.
Du mein Lepidus, du mein Paulus, die ich geboren, —
Als man die Augen mir schloß, standet zu Häupten ihr mir.
Tochter, du blühendes Reis, in jenem Jahre entsprossen,
Als dein Vater die Zucht übte als Zensor von Rom,
Bleib ein lebendiges Bild von Zensorwürde und Reinheit;
Gleich deiner Mutter sei einst e i n e m Gemahle getreu.
Stützt mir mit Reihen von Enkeln das Haus; gern lös' ich den Nachen;
Weiß ich doch, sicher verbürgt ihr mir des Stammes Gedeihn.
Und nun, Lieber, lege ich dir die gemeinsamen Pfänder,
Daß du sie hütest, ans Herz; siehe, du bist nun auch ich.
Sei du ihnen jetzt Vater und Mutter; das Häuflein der Meinen,
Fortan schlingt es allein dir um den Nacken den Arm.
Wenn du die Weinenden küssest, dann küsse sie auch von der Mutter;
Streichelst du tröstend ihr Haar, denke, ich streichelte mit.
Aber wenn du weinst, seien sie nicht dir Zeugen der Tränen;
Nahn sie zu munterem Gruß, täusche die kindliche Schar.

Laß dir die Stunden der Nacht zu einsamer Klage genügen
— Nein, nicht einsam; ich will häufig als Schatten dir nahn.
Sprichst du dann wieder wie einst die alten kosenden Worte,
Trauter, dann lausche dem Laut, der dir Erwidrung beut.
Aber soll kommen der Tag — und nimmer will ich es dir wehren —
Wo dem verödeten Haus wieder die Herrin du gibst,
Euch dann bitt' ich, ihr Kinder: Seid freundlich und lieb zu des Vaters
Zweiter Gemahlin! Sie beut euch dann auch freundlich die Hand.
Und nicht lobt eure Mutter zu sehr; mit der ersten verglichen
Legt sie ein törichtes Wort leicht als Beleidigung aus.
Sollen mir aber auch noch die kommenden Tage gehören,
Doppelt dann mahne ich euch: Schmückt sein verlassenes Heim!
Übet euch früh in der Kunst, dereinst sein Alter zu lindern,
Daß ihm die Sorge nicht naht, wie sie den Einsamen sucht.
Und die Jahre, die mir das Schicksal herbe versagt hat,
Füg' es den euren hinzu, daß er sich freue als Greis.
...Wahrheit hab' ich gesprochen. Erhebet euch, Richter, und saget,
Ob ich verdiente den Dank, den mir die Erde gezollt.
Würdigen tut sich der Himmel ja auf; o wäre ich würdig,
Daß zu der Ahnen Geschlecht schwebte mein seliger Geist!



Die Schule und die politische Bildung unseres Volkes.

Von Professor Dr. Richard Gorgas.

Allgemein ist die Klage über die politische Gleichgültigkeit unseres Volkes. Es fehle ihm, so sagt man, nicht nur an der nötigen Kenntnis unserer staatlichen Einrichtungen, sondern vor allem an dem rechten Staatsbewußtsein, kurz an der rechten politischen Bildung und Schulung. Wo einem Volke durch die Verleihung des allgemeinen Wahlrechtes so umfassende Befugnisse zugewiesen seien, habe es sich seiner Pflichten dem Staate gegenüber in viel höherem Maße bewußt zu sein; denn die Voraussetzung eines Verfassungsstaates sei eine allgemeine Beteiligung und Betätigung am staatlichen Leben.

Diese Klagen sind durchaus berechtigt. Es ist betrübend zu sehen, in welcher unverantwortlicher Weise oft die einfachsten staatsbürgerlichen Pflichten vernachlässigt werden. Wo aber liegt die Schuld? so erhebt sich die Frage. Man ist im allgemeinen sehr leicht geneigt, die Ursachen dieses Mangels an politischer Bildung nicht zum wenigsten in unserer Schule zu suchen, in der nicht ausreichenden Ausrüstung unserer Jugend mit staatsbürgerlichem Wissen einerseits, der nicht genügenden Durchdringung mit staatlichem Pflichtgefühl anderseits.

Ob dieser Vorwurf berechtigt ist oder ob nicht die Schuld auch auf anderen Gebieten liegt, das möchte ich in folgendem untersuchen. Wenn ich mich zu dieser Frage äußere, so glaube ich durch eine mehrjährige Erfahrung als Geschichtslehrer in den mittleren und oberen Klassen dazu befugt zu sein. Es möchte überhaupt nicht unbillig erscheinen, neben den vielen Laien, die gegen die Schule die Klagen erheben, oft aus einer mehr oder minder klaren Vorstellung ihrer Schulzeit heraus und ohne jede Kenntnis der jetzigen Schulverhältnisse, mehr als bisher auch den Fachmann zu Worte kommen zu lassen. In diesem Sinne sei es mir gestattet, die folgenden Ausführungen zu machen. Ich bemerke im voraus, daß ich mich als Lehrer der höheren Schule in erster Linie mit dieser beschäftigen werde.

Um nun in unserer Frage entscheiden zu können, wird zunächst durch eine genaue Betrachtung festzustellen sein, welche staatsbürgerliche Arbeit die höhere

Schule leistet, wie es also mit der Vorbildung auf diesem Gebiete beschaffen ist und in welcher Weise dieser Unterricht gehandhabt wird.

Da steht es nun so, daß eine solche Belehrung und Erziehung bis jetzt geboten wird nicht unmittelbar durch ein besonderes Unterrichtsfach, sondern mittelbar, in erster Linie durch den Geschichtsunterricht, dann auch in unterstützender Weise durch die anderen Unterrichtsfächer. Es wird also zu untersuchen sein, ob diese Art der Unterweisung genügt, ob genügend Gelegenheit sich bietet zur Erörterung von staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen, um den Schülern zunächst das nötige Wissen und das richtige Verständnis für staatliche Dinge zu übermitteln, ob ferner — und das ist eine noch wichtigere Frage — ob der Geschichtsunterricht geeignet ist, auch den rechten Willen zu staatsbürgerlicher Betätigung, das rechte Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken und den Gemeinsinn zu fördern. Denn damit wäre doch erst die wahre staatsbürgerliche Erziehung gewährleistet.

Sehen wir zu und beginnen wir mit der Betrachtung der alten Geschichte. Ein wichtiger Unterrichtsgrundsatz besagt, daß unbekannte Verhältnisse zu erläutern sind durch Vergleichung mit bekannten. Durch Anknüpfen an das Naheliegende wird das Weiterabliegende erklärt. Will man also die Regierungs- und Verfassungsformen der Griechen und Römer — diese kommen vorzüglich in Betracht — zum Verständnis bringen, so wird der Lehrer nicht umhinkönnen, diejenigen Formen, die dem Schüler aus Erfahrung bekannt und geläufig sind, zu betrachten. Nun sind diese Formen bei den Alten die allerverschiedensten. Alle Arten treten uns entgegen: von der patriarchalischen Monarchie, der ältesten und einfachsten Form bis zur reinsten Demokratie mit den Zwischenstufen und Abarten: der Aristokratie, Oligarchie, Tyrannis, Ochlokratie. Welche Anklänge ergeben sich da nicht von selbst an moderne Zustände der Monarchie, der absoluten und konstitutionellen, der Militärherrschaft, der Republik, der aristokratischen und demokratischen. Wie wird man das Wesen dieser Einrichtungen, ihre Vorzüge und Nachteile ungezwungener erörtern können als durch Vergleichung! Altes und Neues ergänzt sich, beleuchtet sich gegenseitig.

Sollen ferner die Rechte und Pflichten einer Volksversammlung, sagen wir bei den Spartanern, Athenern, Römern dargelegt werden, so wird man anknüpfen an unsere Volksvertretungen in Staat und Stadt, die dem Gesichtskreis des Schülers näher liegen. Ob es auch nötig und nützlich sein wird, wie man neuerdings vorgeschlagen hat, unsere Schüler zum besseren Verständnis in moderne Stadtverordnetenversammlungen oder in den Reichstag zu führen, steht dahin. Ich fürchte, sie möchten öfter enttäuscht sein über das Bild, was sich ihnen dort bietet, das in der Regel viel nüchterner ist, als es sich in der Phantasie darstellt. Denn werden besonders

fesselnde Dinge beraten, so wird es nicht leicht sein, mit einer ganzen Klasse Zutritt zu erhalten. Immerhin ist der Vorschlag nicht ganz von der Hand zu weisen.

Zu Vergleichen wird weiter Gelegenheit sein. Was sind die Archonten, die Konsuln zunächst im wesentlichen anderes als unsere Bürgermeister? Was die spartanische Gerusia, der athenische Rat, der römische Senat in der ersten Zeit anderes als unsere Stadtältesten, Ratsherren und Senat?

Weiter die Frage des Wahlrechts. Auch hier wird die solonische und serbianische Verfassung in Parallele zu ziehen sein mit den Wahlrechten unserer jetzigen Staaten, geknüpft an den Zensus in Frankreich, England, Preußen. Diese Aufgabe drängt sich von selbst auf, und die Schüler werden gern durch Verwertung ihrer Kenntnisse zur Klärung der alten Einrichtungen beitragen.

Desgleichen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände in der alten Welt, wieviel Berührung haben sie nicht mit denen der Jetztzeit. Denken wir nur an die Entwicklung des Latifundienwesens, des Großgewerbes, der Kapitalwirtschaft im römischen Reiche, die schließlich zur Vernichtung des Bauern- und Handwerkerstandes geführt und den Unterschied von arm und reich immer größer gestaltet haben, an die schmachvolle Bedrückung der Provinzialen, die zum sittlichen Ruin der höheren Gesellschaft in Rom führte.

Sollte da nicht der Lehrer Veranlassung nehmen, hinzuweisen auf die Nöte unserer Zeit, auf unsere soziale Gesetzgebung, die eine ähnliche Entwicklung unseres Volkes verhüten will! Sollte so nichts Großes gewonnen werden können für die Erweckung des sozialen Gefühls und für die Erkenntnis, daß uns die Geschichte eine Lehrmeisterin sein soll! Eine solche Betrachtung wird uns notwendig führen zum Nachdenken über den Charakter des römischen und des griechischen Volkes und zu einer Vergleichung mit dem unseres Volkes. Zunächst der individualistische Zug der Griechen. Er erinnert uns nur zu deutlich an die Kleinstaaterei Deutschlands und ihre Gefahren. Anders die Römer. Ihre Geschichte bietet, vorzüglich in ihrer besten Zeit, ein wahres Musterbeispiel echt staatsbürgerlicher Gesinnung. Die Opferwilligkeit und freudige Hingabe des Einzelnen an den Staat, sei es als Bürger oder Soldat, die rege Beteiligung am öffentlichen Leben, das Aufgehen der ganzen Persönlichkeit in der Sorge für das Gemeinwesen, der echt nationale Sinn und Stolz der Römer: alle diese Vorzüge treten uns so oft und so deutlich vor die Augen, daß es doch schlecht stehen müßte um unsere erziehliche Kunst, wenn da nichts Ersprößliches herauskäme für die staatsbürgerliche Erziehung unserer Jugend.

Wie das große römische Reich dennoch zugrunde gehen mußte, sobald die sittliche Grundlage fehlte, erkennt der Schüler, und er sieht, wie eine Verjüngung

und Durchdringung des morschen Römerreiches erfolgt durch die ungebrochene Kraft des Germanentums und durch das Christentum.

Der Verfassungszustand unserer Vorfahren, des Jäger- und Kriegsvolks, mit ihrer Gemeinfreiheit, wo jeder Familienvater zunächst dasselbe Recht und dieselbe Stimme hat, ist uns ein klares Beispiel der ursprünglichsten und einfachsten Verhältnisse. Hier sieht der Schüler an seinem eigenen Volke die Zustände eines Naturvolkes in seiner Einfachheit und Reinheit, wie es uns Tacitus geschildert hat.

Wie viel Kraft dieses starken Volkes wird dann verzehrt in den Kämpfen mit dem römischen Reich, das diese Naturkinder so unwiderstehlich angezogen hat! Schließlich bleibt das große Frankenreich übrig. Seine Entwicklung ist staatsrechtlich sehr wichtig. In ihm sind mit seinem Lehenswesen die Abhängigkeitsverhältnisse entstanden, die ein Jahrtausend angedauert haben, Abhängigkeitsverhältnisse, wie sie, natürlich anderer Art, die Jetztzeit wieder hervorgebracht hat.

Lehrreich ist ferner dieses Reich als Universalreich in seinem notwendigen Verfall. Der Vergleich mit anderen Weltreichen bietet sich ungedrungen, und die Lehren, die daraus zu ziehen sind, ergeben sich von selbst.

Das deutsche Kaiserrreich der Sachsen, Franken und Hohenstaufen, welche eine Fülle von Beziehungen zur Gegenwart birgt es nicht!

Zuerst ein mehr loses Staatengebilde mit weitgehenden Rechten der Herzöge unter Heinrich I., dann ein festerer Einheitsstaat unter seinem Sohn Otto I. Der alte Drang nach Süden, nach Italien, nach der Weltherrschaft, die so viele Kräfte der Herrscher verzehrt und sie unkräftig macht zur Verteidigung ihrer inneren Stellung gegenüber den Großen, die folgenschwere Politik Ottos des Großen, sich auf die Geistlichkeit zu stützen, deren weltliche Machtstellung, die das Königtum erlahmen läßt in seinem Kampfe gegen das Papsttum; alle diese Dinge hängen in tausend Fäden mit Ereignissen der Gegenwart zusammen und klären sich durch Hinweise auf diese.

Im zweiten Teil des Mittelalters sinkt die Einheitsgewalt des Reiches immer mehr, die Teilgewalten werden stärker. Und doch verliert das Ganze nicht an Macht. Gewaltig ist das Aufblühen der deutschen Städte, das die Ausdehnung der Hansa über die Nord- und Ostseestaaten zur Folge hat. Neu erstarkt das Deutschtum im Osten durch den Deutschritterorden. Hier ist Gelegenheit, aufmerksam zu machen auf unsere neue Ansiedlungspolitik, auf unseren aufblühenden Handel, auf die Weltstellung Deutschlands. Und nun das innere Leben der Städte. Ihre Verwaltung und Verfassung, so eigenartig, so selbständig, daß sie kleinen Republiken gleichen, erinnert uns an die alten Stadtstaaten Griechen-

lands. Die Schattenseite mit ihrem Cliquenwesen, dem Zunftzwange und andere Beschränkungen legen den Vergleich nahe mit der jetzigen Selbstverwaltung unter der Aufsicht des Staates und unter Abtrennung von Polizei und Gerichtsbarkeit.

Aber trotz der Blüte Deutschlands auf diesen Gebieten ist es in seiner Reichstärke immer mehr zurückgegangen, und die demütigenden Bedingungen, die die deutschen Könige bei ihrer Wahl eingehen mußten, werden den Lehrer hinweisen lassen auf die großen Gefahren des Wahlkönigtums und einer gesunkenen Reichsgewalt, auf die Vorteile, die festgeeinte Staaten wie England und Frankreich mit ihrem Erbkönigtum vor Deutschland voraushaben.

Und nun noch die Stärkung der Macht der Kurfürsten und Fürsten durch die Reformation! Diese gewaltige Geistesbewegung, die der Welt die Gewissens- und Denkfreiheit gebracht hat, sie hat politisch die Zerklüftung Deutschlands vergrößert und schließlich zu dem verderbenbringenden dreißigjährigen Kriege geführt, der unserem Volke Wunden geschlagen hat, die es zwei Jahrhunderte nicht hat verwunden können. Und nach diesem verheerenden Kriege ist Deutschland, das Geburtsland der Reformation, das einzige Land, das konfessionell gespalten blieb! Auf jeden Schüler werden diese Dinge, lebhaft vor die Seele geführt, von bedeutendem Eindruck und nicht ohne Einfluß auf das Verständnis der Gegenwart sein.

Weiter das Problem des Absolutismus. Wie ist er entstanden? Hat er seine Berechtigung? Er faßt die auseinandergehenden Kräfte des Staates zusammen, die Kräfte, die sich zersplittern durch die widerstreitenden eigennützigen Interessen der einzelnen Stände. Heer, Beamtentum, Steuern sind die bekannten Mittel dieser straffen Einheitsbewegung. Und wer kann leugnen, daß Frankreich auf diese Weise durch Richelieu und Ludwig XIV. die erste Macht in Europa geworden ist? Was aber ist wieder verschuldet durch die Überspannung dieses Systems? Die letzte Zeit Ludwigs XIV. legt schon den Grund zur Revolution. Alles selbständige Leben wird erstickt, die Finanzen des Staates sind erschöpft.

Anders sieht es in Preußen aus. Ist auch hier der Schöpfer des Einheitsstaates, der große Kurfürst, oft mit Härte verfahren — der Lehrer wird ohne Beschönigung auch dies hervorheben — so ging es leider nicht ganz ohnedem bei der zersplitterten territorialen Lage Preußens. In diese Entwicklung der Dinge muß der Schüler Einsicht bekommen, er muß den inneren Zusammenhang verstehen lernen. Er begreift sonst nicht das Wesen des Absolutismus als einer notwendigen Zwischenstufe, und nur so wird er erkennen, daß trotz der unvergänglichen Verdienste des großen Königs, der sich ganz in den Dienst seines Staates stellte und auf allen anderen Gebieten so Gewaltiges schuf, es doch durch das System

der politischen Bevormundung und durch Unterdrückung jedes Selbständigkeits- und Verantwortlichkeitsgefühls schließlich zur Katastrophe kommen mußte.

Die gleiche Erkenntnis wird der Schüler gewinnen auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Der Merkantilismus hat seine Berechtigung gehabt in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs, wie er eingetreten war nach dem Dreißigjährigen Kriege. Es soll Handel und Industrie gehoben werden, und da sie aus eigener Kraft nicht aufkommen können, tritt die staatliche Hilfe ein mit der Festsetzung eines starken Schutzzolles für fertige Waren und der leichteren Einfuhr der Rohprodukte; und dies nicht ohne Erfolg, wie das Beispiel Colberts in Frankreich zeigt. Dieses Schutzzollsystem hat der große Kurfürst auch in Brandenburg eingeführt, sowie die Akzise, die Friedrich der Große in französischem Sinne weiter ausgebaut hat. Und doch werden trotz allen Erfolges schließlich die staatlichen Fesseln lästig und hemmen die freie Entwicklung. Eine Änderung muß auch hier eintreten.

Was nun die gesellschaftlichen Zustände in dieser Zeit anbetrifft, welche große Unterschiede offenbaren sich hier!

Der Bauer, dessen Lage nach dem gewaltsamen Niederwerfen des großen Bauernaufstandes vom Jahre 1525 immer drückender geworden ist, steht auf dem Tiefstande der Kultur nach dem grauenvollen Kriege, der ganze Dörfer verwüstet und hat verschwinden lassen. Er steht in völliger Abhängigkeit von seinem Herrn, und befindet sich teilweise in sittlicher Verkommenheit. Der Bürger, der sich zur Zeit der Reformation bei der Blüte des Handwerks eines gewissen Wohlstandes erfreute, hat nicht weniger gelitten durch den Krieg, und erst langsam arbeitet er sich wieder empor, unterstützt durch das Merkantilsystem. Ein großer Abstand, eine tiefe Kluft scheidet beide Stände von dem Adel. Selbst der große preußische König hält an dieser Scheidung der Stände fest und hält sie für notwendig.

Wenn diese Entwicklung klar geworden ist, dann ist auch der Umschwung zu begreifen, den die französische Revolution herbeiführt. Die Wirkung der Aufklärung, die sich wendet gegen Absolutismus, Hierarchie und Feudalismus, zeigt sich in den ungeheuren staatlichen und gesellschaftlichen Erschütterungen. Mit elementarer Gewalt entlädt sich in Frankreich das Gewitter nach der Schwüle der langen unheilvollen Regierung Ludwigs XV. Der absolute, feudale Staat kracht zusammen. Die Republik entsteht. Aber an die Stelle der gepriesenen allgemeinen Freiheit tritt die blutige Herrschaft des Pöbels, statt der Gleichheit die Beraubung der Besitzenden. Der dritte Stand, der Schöpfer der Revolution, ist zufrieden, daß ihm in Napoleon ein Retter ersteht, der Ruhe und Ordnung wiederherstellt. Statt der Volkssouveränität, wie sie Rousseau gefordert,

statt der parlamentarischen Herrschaft, wie sie Montesquieu nach englischem Muster wollte, hat Frankreich nun eine Militärherrschaft.

Ist dieser Verlauf nicht ein Musterbeispiel, welche furchtbare Folgen eine gewaltsame Umwälzung mit sich bringt? Und doch wird andererseits aufmerksam zu machen sein, wie die hauptsächlichsten Ideen und Forderungen der Revolution: die Beseitigung aller Privilegien, der Anteil des Volkes an der Regierung, die Selbstverwaltung, die Gleichheit vor dem Gesetz, wie diese Forderungen nicht bloß in Frankreich erfüllt sind, sondern ihren Siegeszug durch fast ganz Europa halten. Hier ist der Ort, von neuem auf den Unterschied der Entwicklung in England, die an anderer Stelle natürlich besprochen ist, hinzuweisen, wie die Engländer, die von dieser Revolution verschont geblieben sind, jahrhundertlang gekämpft haben um die Mitregierung des Volkes, um die Rechte des Parlaments, und wie sie die absolutistischen Gelüste der Stuarts niedergerungen haben.

Wesentlich anders entwickelten sich die Verhältnisse in Preußen. Auch hier stürzt der absolute Staat zusammen, die Schmach der Knechtschaft unter dem Korsen bleibt dem stolzen friderizianischen Staate nicht erspart. Aber in dieser Not entstehen unserem Volke die Retter in Stein und Hardenberg mit ihren friedlichen und segensreichen Reformen. Im Gegensatz zu dem gewaltsamen Niederreißen des Alten und dem theoretisch-doktrinären Aufbau, wie er in der französischen Revolution geschieht, knüpft Stein an das Geschichtlich-Gewordene an, sucht das Gute zu erhalten, das morsch Gewordene und nicht Zeitgemäße wirft er rücksichtslos über Bord und schafft so ein neues Preußen durch Niederreißen der Scheidewände zwischen den einzelnen Ständen, durch Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, Einrichtung der Selbstverwaltung der Städte. Ihm kommt alles darauf an, den Gemeinsinn, das Gefühl der Hingebung, der Verantwortlichkeit im Volke, die Lust zur Mitarbeit am Staate wieder zu erwecken. Und von welchem Segen diese Maßregeln begleitet gewesen sind, das zeigt uns der große Befreiungskampf unseres Vaterlandes, der ohne diese nicht zu denken ist.

Sind diese Ereignisse in solcher Weise erörtert, dann, meine ich, muß doch für das staatsbürgerliche Erkennen und Bekennen des Schülers vieles gewonnen sein. Und nun das Sehnen, Streben und Kämpfen um ein einheitliches starkes und freies Deutschland, die Mißerfolge und das schließliche glückliche Gelingen, mit den trüben und frohen Tagen, es muß in jedem deutschen Jüngling ein Gefühl der treuen Anhänglichkeit und Liebe für sein Vaterland wachrufen. Es müßte ja schlimm bestellt sein um unsere Jugend, wenn sie nicht bei den heroischen Kämpfen unserer Vorfahren von heiligem Eifer und Begeisterung gepackt würde.

Auch die staatlichen Einrichtungen unseres Vaterlandes müssen ihnen bekannt werden, denn es kann ein Verständnis dieser ganzen Zeit nicht gewonnen

werden, wenn nicht die Lage Deutschlands, das Verhältnis der einzelnen Staaten, Groß-, Mittel- und Kleinstaaten, aufs genaueste erörtert wird und ebenso die großen Schwierigkeiten, die gerade durch die eigentümliche Stellung dieser Staaten zueinander für die Einigung erwachsen und nur durch kriegerische Entscheidung zu überwinden waren.

Die Verfassungsbestimmungen des neuen Deutschen Reiches werden ein festes geistiges Eigentum des Primaners werden, wenn er von ihnen gehört hat bei Vergleichung mit anderen Perioden, wenn er Genaueres erfahren hat von den Beschlüssen der Frankfurter Nationalversammlung, von den Festsetzungen des Norddeutschen Bundes und der Deutschen Reichsverfassung 1871.

Und wenn er nach dem Merkantilssystem unterrichtet wird über die neueren volkswirtschaftlichen Theorien, das physiokratische und das Freihandelssystem, so wird er sich klar werden über die grundlegende Bedeutung des preußischen und deutschen Zollvereins, über die Bemühungen, die gerade Preußen gemacht hat, das gewerbliche, industrielle, handelspolitische Leben seines Staates zu lösen aus den Fesseln des Merkantilismus, es freier zu gestalten durch die Beseitigung aller inneren Zollschränken, Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit. Freilich wird sich herausstellen, daß gerade die letzte Maßregel im Zusammenhange mit den gewaltigen technischen Fortschritten der Neuzeit, der Dampfkraft, dem Maschinenwesen, gefährlich geworden ist in gesellschaftlicher Beziehung. Alle gesetzlichen, staatsrechtlichen Schranken gesellschaftlicher Art sind durch die Reformen von 1807 und 1808 beseitigt, und nach der Preußischen Verfassung ist jeder Preuße vor dem Gesetz gleich. Sofort aber erhebt sich ein neuer Gegensatz durch die Allgewalt des Kapitals einerseits, die außerordentliche Arbeitsteilung andererseits, die wieder eine Folge der großen technischen Fortschritte ist und jeden Arbeiter schließlich zu einer Maschine macht. Die großen Fabriken lassen jedes persönliche Verhältnis zwischen Fabrikherrn und Arbeiter verloren gehen; der Arbeiter sinkt zur Ware herab. Ungewiß wird sein Los, denn er kann entlassen werden, wenn er arbeitsunfähig wird oder die Fabrik ohne Arbeit ist. Diese Übelstände führen notwendig zur Unzufriedenheit. Der Arbeiter will seine Lage verbessern und sicher stellen. Eine radikale Bewegung bemächtigt sich der Arbeiterschaft, die schließlich zur grundsätzlichen Gegnerschaft gegen alle bestehenden Zustände wird und zu Gewalttätigkeiten gegen die Regierung und ihr Oberhaupt führt. Demgegenüber bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß, wenn auch die Gewalttätigkeiten mit aller Strenge niederzuhalten sind, doch Maßregeln zur Linderung des Notstandes der Arbeiter ergriffen werden müssen. Und so erfolgt die Sozialgesetzgebung des Kaisers Wilhelm I. und seines großen Kanzlers, ein Werk, wie es in seiner sittlichen Größe seinesgleichen sucht. Einem für das

Gesamtwohl seines Volkes besorgten Lehrer wird es ein Leichtes sein, die Schüler für diese Dinge zu fesseln und sie zu begeistern, für die sittliche Notwendigkeit in diesem Sinne weiter zu wirken, in die jungen Herzen einen Keim sozialen Empfindens zu tragen. Dabei wird er nicht unterlassen, an der Hand der Weltgeschichte auf die furchtbaren Folgen jeder gewaltsamen Umwälzung, auf die Unerfüllbarkeit der sonstigen radikalen Forderungen hinzuweisen, alles dies in rein sachlicher Weise, ohne jede Parteinahme, allein durch historische Deduktion, und ohne sich sonst zu tief einzulassen in theoretische Besprechungen, die zu schwierig sind und wenig Erfolg versprechen.

Ist der Unterricht nun so fortlaufend geführt bis zur Gegenwart, dann wird sich ein Überblick, eine Zusammenfassung des Ganzen nach bestimmten großen Gesichtspunkten von selbst ergeben. Dazu bieten unsere neuesten und besten Lehrbücher in ihren politisch-wirtschaftlich-gesellschaftlich geordneten Anhängen bequeme Handhaben. Meinetwegen mag man auch die kleinen Bürgerkunden oder Staatskunden, wie wir sie jetzt haben, dazu benutzen. Es wird eine solche Zusammenfassung ohne Schwierigkeit geschehen können am Schluß der beiden großen Einschnitte unserer höheren Schule, als Abschluß der Mittelklassen in Unter-Sekunda, als Abschluß der Oberklassen in Ober-Prima. Aus dem Klassen- und Altersunterschied wird sich die verschiedene Auswahl und Behandlung des Stoffes ergeben. Es liegt in der Natur der Dinge, daß in den Mittelklassen die Kriegsgeschichte, das Heldenhafte, die großen Persönlichkeiten in den Vordergrund treten werden. Daran will sich der Tertianer und Sekundaner begeistern, während das Gegenständliche, die Kultur- und Verfassungsgeschichte, besonders aber die wirtschaftlichen Dinge sehr zurücktreten und wenig Interesse einem solchen Schüler bieten. Man wird sich also mit der sicheren Einprägung der Verfassungsverhältnisse begnügen und sich dabei auch auf Preußen und Deutschland beschränken. Die nötige Zeit wird man finden, wenn, wie es schon vielfach geschieht, die Regierung Friedrichs des Großen nach Ober-Tertia verlegt wird, wo das Pensum ein kleines ist.

Anders liegen die Dinge auf der Oberstufe. Die Kriegsgeschichte wird zurückzutreten haben, die Kriege sind mehr in ihren Ursachen und Folgen zu behandeln als in den Einzelheiten ihres Verlaufes. Vielleicht kann auch die Behandlung der territorialen Entwicklung der einzelnen Staaten noch etwas mehr zurücktreten. Dann wird noch mehr Zeit gewonnen für die eigentliche Aufgabe der Oberstufe, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten zu begreifen, die innere Entwicklung der Staaten zu verfolgen, und der von uns besonders gestellten und behandelten Aufgabe gerecht zu werden, nämlich am Ende des Kursus eine Übersicht zu geben über die staatlich-wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verhältnisse

Soviel über den Geschichtsunterricht, der sich in erster Linie in den Dienst nationaler und politischer Bildung stellt. Ergänzend und unterstützend treten die übrigen Unterrichtsfächer hinzu. Ich erinnere nur an den geographischen Unterricht, der bei der Besprechung der einzelnen Länder ihre wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse nicht wird umgehen können, an den fremdsprachlichen, wo es bei der englischen und französischen Literatur nicht an Anlässen fehlen wird, die staatlichen Einrichtungen der Länder in die Betrachtung mit hineinzuziehen, wo in der griechischen Lektüre Demosthenes, Plato, Thucydides, Aristoteles nicht zu verstehen sind, wenn man nicht auf das genaueste das Wesen des Staates, seine Formen, die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten erörtert, wo in der römischen Literatur die Ciceronischen Reden klare Einsicht in das römische Staatsrecht, in die römische Verwaltung, ganz besonders der Provinzen gewinnen lassen, ferner in den deutschen Unterricht, wo neben vielem anderen besonders die Schillerschen Dramen Gelegenheit bieten, heilige Begeisterung für Freiheit, Ehre, Vaterland zu wecken, und so von gewaltiger Wirkung sind für staatsbürgerliche Erziehung, schließlich auch in den Religionsunterricht, wo das Verhältnis von Kirche und Staat, der Gehorsam gegen die Obrigkeit, die sittlichen Gesetze und Probleme auf den verschiedenen Gebieten des Gemeinschaftslebens vom religiösen Standpunkt beleuchtet werden können.

In dieser ausgiebigen und energischen Weise arbeitet die höhere Schule im staatsbürgerlichen Sinne, und das nicht etwa seit gestern und heute, sondern seitdem die Lehrpläne von 1892 die Fortführung des Geschichtsunterrichts bis zur Gegenwart bestimmt und eine eingehende Behandlung der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verhältnisse gefordert haben, ist man mit großem Eifer an diese Aufgabe gegangen. Es gibt z. B. kaum eine von den großen jährlichen Direktorenverhandlungen in den einzelnen preußischen Provinzen, besonders in den Jahren 1892—1901, wo nicht aufs gründlichste und sorgfältigste diese Frage erörtert worden wäre. Da ist es in erster Linie Martens gewesen, der so recht in unserem Sinne die Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichts in der Erweckung des Staatsbewußtseins gesucht und bestimmt hat. So heißt es in seiner Hauptthese: Der „Geschichtsunterricht auf höheren Lehranstalten hat die Aufgabe, das Staatsbewußtsein als die allbeherrschende verantwortungsvolle Pflicht gegen den Staat zu lehren und zum unverlierbaren Besitztum des einzelnen zu machen. Er hat diese Aufgabe zu erfüllen in doppelter Richtung, a) in der des Verstandes als der Ausrüstung mit den ... nötigen historischen Kenntnissen, b) in der des Herzens und der Gesinnung als der Erzeugung der Kraft und Bereitwilligkeit im Sinne der gewonnenen Erkenntnis zu handeln.“ Diese Worte sind wahrlich ein Beweis, mit welchem Ernste unsere Ziele aufgestellt und erstrebt worden sind.

Die neuere Fachliteratur zeigt weiter, wie eifrig man bis in die neueste Zeit hinein die Aufgabe der staatsbürgerlichen Erziehung auf der hohen Schule verfolgt hat.

Erst in diesen Tagen bekundet dies für die Schule Matthias, der angesehene und erfahrene Pädagoge, ein Mann, von dem doch wohl auch die radikalsten Neuerer nicht behaupten werden, daß er am Alten klebe und sich den Forderungen der Neuzeit verschließe. In den letzten Heften der „Internationalen Wochenschrift“ erkennt er, der so viele Schulen beaufsichtigt hat, in warmer Weise die Bestrebungen und Fortschritte der höheren Schule in dieser Frage an. Und wenn er auch an einigen Anstalten noch Lücken fand, so liegt es nicht an der Einrichtung, und wir werden seine Mahnung, in dieser nationalen Sache nicht zu rasten und zu rosten, recht beherzigen. So dürfen wir denn wohl auch getrost behaupten, daß es eines besonderen Unterrichtsfaches für die Bürgerkunde in keiner Weise bedarf und eine solche Forderung, wie sie von den Stürmern und Drängern mit Berufung auf das Beispiel besonders von Frankreich und der Schweiz erhoben wird, durchaus abzuweisen ist. Denn abgesehen davon, daß er unnötig wäre, würde ein solcher Unterricht in abstrakter, systematisch-theoretischer Weise erteilt, bei der Sprödigkeit und Schwierigkeit des Stoffes öde, langweilig und unverdaulich sein. Soll der staatsbürgerliche Unterricht ersprießlich und förderlich sein, das rechte Verständnis und Interesse erwecken, so muß er anknüpfen an das Geschichtlich-Gewordene, in lebendiger Weise den historischen Werdegang und die ursächlichen Zusammenhänge verfolgen.

Dazu kommt bei gesonderter Behandlung die Gefahr politischer Parteinahme. Die sozialen Fragen der Gegenwart, die ohnehin schon mit dem größten Takt seitens des Lehrers zu behandeln sind, können viel sachlicher und tendenzloser im Rahmen der ganzen geschichtlichen Entwicklung, als losgelöst für sich und theoretisch behandelt werden. Das französische Beispiel zeigt die Gefahr des seichten Moralisiereus und der Phrasenmacherei und sollte so eher abschrecken als zur Nachahmung reizen.

Und nun noch ein weiteres. Soll denn unsere Schule etwa noch durch eine neue Stunde belastet werden? Wir haben wahrhaftig der Fächer und Stunden genug. Das ist ja die große Gefahr, daß unsere Primaner, um allen Anforderungen gerecht zu werden, nicht genug zu selbständiger, gesammelter Arbeit und Lektüre kommen. Man sollte lieber Ernst machen mit dem Vorschlage, der neuerdings gemacht ist, die Realgymnasien und Oberrealschulen zu entlasten, die ersteren in der Mathematik und den Naturwissenschaften, sie also mehr zu neusprachlichen Gymnasien zu machen, die letzteren in den neueren, damit sie ihr Hauptgewicht auf Naturwissenschaften und Mathematik legen können. Dieser Gedanke scheint

mir außerordentlich glücklich und beherzigenswert zu sein, um das Vielerlei in unserer Schule zu beseitigen, das das Interesse unserer Schüler zersplittert und sie zu keinem rechten Können kommen läßt.

Wir fassen zusammen: Die höhere Schule hat besonders in dem Geschichtsunterricht vollauf Gelegenheit zu staatsbürgerlicher Belehrung und Erziehung, und sie leistet auch auf diesem Gebiete ihre Arbeit. Sie tut sich nichts darauf zugute und sieht sich keineswegs für unfehlbar an. Ja ich gebe gern zu, daß sie ihre Tätigkeit auf diesem Gebiete noch verstärken kann, z. B. durch die Förderung der Selbsttätigkeit, der Selbstverwaltung, des Verantwortlichkeitsgefühls besonders des Primaners durch Mitarbeit an der Regelung der äußeren Zucht und Ordnung, ein Feld, auf das Matthias hinweist und wo ich ihm mit Freuden zustimme. Aber auch dies zugegeben, so reicht es doch in keiner Weise aus, die Anklagen gegen die höhere Schule zu rechtfertigen oder hinreichende Erklärung zu geben für die politische Unbildung und Gleichgültigkeit unseres Volkes.

Die Schuld lastet auch nicht etwa, wie man annehmen könnte, auf den anderen Schulgattungen. Denn was die Volksschule anbetrifft, so ist man selbst auf seiten der Eiferer verständig genug, einzusehen, daß bei dem jugendlichen Alter die nötige politische Einsicht und das rechte Verständnis noch nicht vorausgesetzt werden kann. Anders liegt die Sache freilich bei den Fortbildungs- und Fachschulen. Hier ist gewiß manches versehen worden. Aber seitdem ein Mann wie Kerschensteiner, ein rechter Pfadfinder auf diesem Gebiete, an die Spitze der Bewegung getreten ist, ist vieles besser geworden. In seinen grundlegenden Schriften weist er mit Nachdruck darauf hin, wie es bisher in den Fachschulen viel zu sehr und fast einzig und allein abgesehen sei auf Aneignung von Berufskennntnissen, daß in weit größerem Maße die allgemeine Bildung der Volksschule ergänzt werden müsse, besonders in staatsbürgerlicher Hinsicht, daß es aber hierbei nicht so sehr ankomme auf Beibringung von Kenntnissen, als vielmehr auf die Erweckung des politischen Sinnes, des staatlichen Gemeingefühls.

Er tritt in eindringlicher Weise für allgemeine Einrichtung von Fortbildungsschulen, auch auf dem Lande ein, und zeigt, wie unverantwortlich es von uns gewesen ist, die Jugend, besonders der unteren Schichten unseres Volkes nach der Entlassung aus der Schule sich völlig selbst zu überlassen, wie es die erste und höchste Pflicht des Staates, schon seiner selbst willen, sei, sich dieser schulentlassenen Jugend anzunehmen, eine Forderung, die schon seit langem im militärischen Interesse vom Feldmarschall Grafen Häseler immer und immer wieder erhoben ist und die nun in jüngster Zeit bei der Regierung Gehör gefunden hat; will sie doch laut der letzten Thronrede die Jugendpflege sich ganz besonders angelegen sein lassen.

Also auch bei diesen Schulen ist man angestrengt bei der Arbeit, und manche gute Erfolge sind schon zu verzeichnen. Ich weise hin auf die Fürsorge, die auch unsere Gemeinde dieser wichtigen vaterländischen Sache angedeihen läßt.

Und doch, bei aller angestrengten Tätigkeit der Schule, wie unendlich schwer ist ihre Arbeit, wenn sie nicht sonst Unterstützung und Ergänzung erfährt.

Man hüte sich vor dem leider so allgemein verbreiteten Irrtum, als wenn die Schule alles allein tun, alle Verantwortung allein tragen solle. Man denke daran, wie alle ihre Mühe und Arbeit umsonst ist, wenn sie nicht von dem Hause unterstützt wird. Das gilt nicht zum wenigsten bei unserer Frage. Man vergegenwärtige sich doch dabei zunächst, wie unendlich schwer der zu behandelnde Stoff ist. Denn wo gibt es ein Land, das so verwickelte Staatsverhältnisse aufwiese wie unser Vaterland! Man stelle sich doch vor, wieviel Mühe es kostet, den Unterschied klar zu halten zwischen Preußen und Deutschland einerseits, den einzelnen Bundesstaaten andererseits, zwischen Bundesrat, Reichstag, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus und ihren einzelnen Rechten, zwischen Reichstagswahlrecht, dem preußischen und dem der übrigen Bundesstaaten. Es frage sich doch ein jeder von uns Erwachsenen, ob er mit alledem Bescheid weiß. Wieviel einfacher und klarer liegen da die Verhältnisse in England, wo wir einen festen Einheitsstaat vor uns haben, schon durch seine Lage umgrenzt, in sich geschlossen, auch konfessionell fest geeinigt, die Bevölkerung viel gleichartiger, mit ihrem geschichtlichen, realpolitischen Sinne und dem stark ausgeprägten Nationalbewußtsein. Wie anders bei uns mit dem Vielerlei der Staaten, der gemischten Bevölkerung, der religiösen Spaltung! Wo gibt es ein Land mit einer konfessionell-politischen Partei wie unser Zentrum, das die Bildung zweier großer Parteien, einer konservativen und liberalen, wie in England, fast unmöglich macht, und wo eine so radikale sozialistische Partei wie bei uns trotz unserer segensreichen Sozialgesetzgebung?!

Dazu kommt eine stark ideal-politische Beanlagung unseres Volkes, die einen gesunden Realismus nur zu oft vermissen läßt. Erst in neuester Zeit ist das Volk der „Dichter und Denker“ in die reale Welt hinabgestiegen, aber so schnell, daß die Entwicklung eine wahrhaft sprunghafte gewesen ist, vom Agrarstaat zum Industriestaat, vom Nationalverkehr zum Weltverkehr. Eine Umbildung, ein Umschwung sondergleichen! Wenn wir bis dahin alle unsere Kraft eingesetzt haben für unsere großen politischen Kämpfe, so ist jetzt die Rückwirkung eingetreten. Wir sind ein wirtschaftliches Volk geworden, dabei reich und wohlhabend. Alles das sind außerordentlich schwierige, verwickelte Verhältnisse, die nicht so leicht zu durchdringen und in ihrem ursächlichen Zusammenhange zu verstehen sind.

Mit Mühe war im Jahre 1850 in Preußen eine konstitutionelle Verfassung erreicht, mit einem sehr vorsichtig ausgestalteten Wahlrecht, da wurde schon 1866 dem deutschen Volke das freieste aller Wahlrechte verliehen. Ein gewaltiger Unterschied. Vielleicht hatte unser Volk nicht die rechte Zeit, sich politisch auszureifen. Das hat Zustände geschaffen, die einzig in ihrer Art sind, so schwierig, daß die Schule allein sie nicht zum vollen Verständnis und festen geistigen Besitz bringen kann. Kann sie doch überhaupt keine fertige Bildung geben, sondern nur eine Grundlage, auf der weiter gebaut werden muß. Und hier muß in erster Linie das Haus unterstützend eintreten. Der Vater und die Mutter, jeder an seinem Teile, muß mitarbeiten in staatsbürgerlichem Dienste und einwirken durch sein gutes Beispiel. Es möge der Vater sich mit dem heranwachsenden Sohne bei passenden Gelegenheiten, z. B. bei wichtigen Wahlen, sei es im Staat oder in der Gemeinde, unterhalten über diese politischen Dinge. Wie dieses zu geschehen hat, zeigen unsere neuen kurzgefaßten „Bürgerkunden“. Ich nenne aus einer großen Anzahl die von Giese, Stutzer, Neubauer, die für billiges Geld zu haben sind. Aus ihnen kann nicht bloß der Sohn, sondern auch der Vater vielesersprießliche für seine politische Bildung lernen. Dann wird es nicht vorkommen, wie man es leider so oft erleben kann, daß selbst Bürger aus dem guten Mittelstande über ihre einfachsten politischen Rechte und Pflichten so erschreckend im Unklaren sind.

Wenn dann noch die politischen Vereine ihre Pflicht tun — der vierte Stand gibt den anderen das beste Beispiel — und die Presse die gute Sache der politischen Unterweisung und Erziehung unterstützt, die Gleichgültigen aufrüttelt, dann werden sich die Verhältnisse zum Besseren wenden. Leider steht es um die Hilfe der Presse recht schlecht bestellt. Denn wie sehr auch ein Teil derselben sich auf diesem Gebiete bemüht, das Durchschnittspublikum lehnt leider gute politisch-belehrende Artikel ab. Pikante Neuigkeiten, Sensationen haben Zugkraft, und es ist erschreckend, wie so viele Zeitungen sich überbieten, diesem schlechten Begehren des Publikums entgegenzukommen, anstatt es mit aller Macht zu bekämpfen. Es macht den Vaterlandsfreund besorgt, zu sehen, wie diese Art Zeitungen bis in die gebildeten Kreise dringt und Unheil schafft. Hier scheint Umkehr sehr geboten.

Unsere höheren Volksschichten müssen mehr als bisher mithelfen an der nationalen Aufgabe der politischen Aufklärung und der politischen Betätigung. Sie dürfen nicht bloß aufgehen in künstlerisch-literarischen Studien, sie müssen hinabsteigen aus ihren idealen Höhen in die realpolitische Welt und an dem staatlichen Leben sich mehr beteiligen. Diese wackere Mitarbeit gilt natürlich nicht weniger für den Mittelstand. Jeder an seinem Teile arbeite in dem


Bewußtsein, daß er dem Staate für seine Wohltaten zu danken verpflichtet ist, mit, damit die nichtsnutzige Art der politischen Unwissenheit und Gleichgültigkeit aufhöre. In Athen galt das Gesetz, daß jeder, der bei einer politischen Entscheidung nicht Partei ergriffe, des Bürgerrechtes verlustig gehe. Möge der deutsche Bürger sich das vor Augen halten! Möge auch die Regierung mithelfen und den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen, damit die rechte Freudigkeit am politischen Leben wieder erweckt werde. Sie ist mit der Förderung der Jugendpflege auf gutem Wege, und allgemeine Anerkennung hat die Berufung eines Handwerksmeisters in die erste Kammer gefunden. Hoffentlich folgt bald ein Vertreter des vierten Standes nach. Möge sie alle Bevölkerungsklassen zulassen zu dem Ehrenamt der Schöffen und Geschworenen. Das sind alles Schritte, die versöhnend und ausgleichend wirken und in dieser ihrer Wirkung von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das politische Leben sind. Die Regierung soll nur eine gute Führerin sein in wahrhaft volkstümlicher Politik, dann werden wir ihr freudig folgen. Die Erfahrung der letzten Jahre hat das gezeigt.

Wenn also Schule und Familie, Vereine und Presse, Gemeinde und Staat zusammenwirken in staatsbürgerlicher Erziehung, dann wird es und muß es besser werden mit der politischen Bildung unseres Volkes.



Ein unterschätzter Vorzug der deutschen Schule.

Betrachtungen eines alten Schülers.

as Deutschland seinem glänzenden Schulerziehungssystem (the splendid system of school education) verdankt, ist so gut bekannt, daß es überflüssig erscheinen dürfte, es hier zusammenzufassen. Andererseits mag es nützlich erscheinen, auf einige seiner Besonderheiten hinzuweisen, wenn auch nur, um uns davor zu warnen, es blindlings als Muster anzunehmen, wozu wir bisweilen nur allzu leicht geneigt zu sein scheinen.

Inmitten all der nebelhaften Theorien spekulativer Philosophie, die das Lächeln der Ausländer erregen, bleibt es eine Tatsache, daß das deutsche Volk mehr Philosophie in das tägliche Leben übertragen hat als irgendein anderes. Unbewußt bildet der kategorische Imperativ Kants „Pflicht“ die Grundlage von Deutschlands geistigem Charakter und Handeln. Denn wenn wir höchstens Individuen hervorbringen, die sich über die allgemeine Jagd nach Reichtum erheben, so bringen die Deutschen ganze Klassen hervor, deren Ziele gänzlich verschieden vom Geldmachen sind, und die hervorragendste Klasse ist die des deutschen Schulmeisters.“

Die vorstehenden Worte finden sich in dem Buche Sidney Whitmans „Imperial Germany¹⁾“, dessen erste Auflage 1888 erschien. Als sie mir vor Jahren in England zum erstenmal zu Gesicht kam, gingen meine Gedanken unwillkürlich zurück zu meinen Knaben- und Jünglingsjahren. Gerade im Vergleich mit dem englischen Erziehungssystem und sonstigen englischen gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen trat es mir deutlich vor Augen, daß Whitman hier eine Sache berührt, die der Beachtung wert ist. Jeder pflegt die Probe in Erziehungssachen zunächst mit seinen eigenen Erfahrungen zu machen. Rückblickend kann man feststellen, daß der eine oder andere Faktor maßgebenden Einfluß auf die eigene Entwicklung geübt hat. Je objektiver man im Leben und durch das Leben wird, um so mehr kann man diesen verschiedenen Faktoren in der Beurteilung das zurückgeben, was sie einem gegeben haben. Indem ich

¹⁾ p. 63/4.

nun an meine Schulzeit dachte, trat mir unwillkürlich das kleine, unscheinbare Haus in der Plantagenstraße vor Augen das, als das Geburtshaus der heutigen großen Anstalt für die älteren Schüler des Steglitzer Gymnasiums eine historische Stätte ist, ein Wahrzeichen einer Zeit, die bei der schnelllebigen Entwicklung Groß-Berlins schon weit zurückzuliegen scheint. Trotz der kurzen Spanne von 25 Jahren, die seit der Umwandlung der damaligen höheren Knabenschule in eine öffentliche Anstalt verflossen sind, sieht jenes Haus in seiner Umgebung aus, als ob es einer entfernten, verschwundenen Periode angehört. Jüngere Generationen, die es schauen, wundern sich gewiß, daß man es nicht schon längst abgerissen hat; denn in einem großstädtischen Vorort muß ja das Alte schnell dem Neuen weichen, damit, der modernen Anschauung entsprechend, eine möglichst große Ausnutzung des Bodens erzielt wird. Liest man nun die Schriften unserer radikalen Reformpädagogen, die ja beim großen Publikum viel Anklang und in der Tagespresse vielfach ihren Niederschlag finden, so könnte man meinen, daß auch der Geist der Ordnung und Zucht, der sorgfältigen Arbeit und der strengen Pflichterfüllung, der in jenem Hause herrschte, für die Jugend der heutigen Zeit seine Bedeutung verloren habe und wie jenes alte Haus unter dem Druck der Anforderungen der modernen Zeit schleunigst beseitigt werden müsse. Auf einen solchen Geist wurde aber in jenem Hause wirklich hingearbeitet, man hätte wohl, um bei Sidney Whittman zu bleiben, das Wort „Pflicht“ über seine schmale Eingangstür schreiben können. Schon der letzte Leiter der höheren Knabenschule hatte ernste lateinische Sprüche über die Klassentüren setzen lassen, von denen u. a. uns wohl das charakterfeste „per aspera ad astra“ gut in der Erinnerung haftet. Nicht daß ein solches Motto wie „Pflicht und Arbeit“ die jugendliche Fröhlichkeit der Knaben ausgeschlossen hätte. Könnte das alte Haus erzählen, es würde viele tolle Streiche, ja viele lustige Dinge berichten können, die in jenen patriarchalischen Zeiten möglich waren, jetzt aber bei den veränderten Verhältnissen des ganzen Ortes ausgeschlossen sind. Das aber können alle diejenigen, die jene Jahre lebhaft in Erinnerung haben, bezeugen, und dem Schreiber dieser Zeilen tritt es bei der nachprüfenden Betrachtung besonders lebhaft vor Augen, daß in dem Manne, der vor 25 Jahren als neuer Leiter der Anstalt mit einem Stabe eifriger Lehrer vor uns trat und sie seitdem durch ihre aussergewöhnliche Entwicklung hindurch geführt hat, Ernst, Pflichtgefühl und Arbeitseifer sozusagen verkörpert erschienen. Da die Herren nur eine kleine Zahl von Schülern vor sich hatten — waren wir doch in der Obersekunda nur 4—5 Schüler —, so konnten sie uns naturgemäß mehr beeinflussen, als dies unter größeren Verhältnissen möglich ist, konnten uns, wie man zu sagen pflegt, besonders scharf „herankriegen“. Gewiß ist das uns manchmal hart angekommen, gewiß mußten wir unsere Pflichten sehr genau er-

füllen, aber wir hatten dann auch das Gefühl, tüchtige Arbeit geleistet zu haben. Ja, es war uns wohl damals schon nicht zweifelhaft, daß wir uns nicht nur Kenntnisse angeeignet, sondern vor allem auch eine Arbeit gründlich anzufassen und bei ihr auszuhalten gelernt hatten. Dies ist wertvoller und ein Gewinn, der unabhängig ist von den Stoffen, um die es sich handelt.

Die Worte Sidney Whitmans und Betrachtungen wie die vorstehenden traten mir lebhaft in Erinnerung, als ich nachdachte, welches Thema sich für einen Beitrag zu dieser Festschrift eignen würde. Als einer der ältesten Schüler der Anstalt, der stets mit ihr in Verbindung geblieben ist und ihre Entwicklung verfolgt hat, ergreife ich nun die Feder, ein Scherflein zu ihrem Jubiläum beizusteuern. Und gern halte ich Rückschau. Es wird heute vielfach getadelt, daß wir zu viel Jubiläen feiern. In der Tat hat das deutsche Volk in den letzten Jahren, da die Zeiten des Niederganges den glücklicheren eines Aufstiegs und einer schnellen, erstaunlichen Entwicklung gewichen sind, in dieser Beziehung eine reiche Ernte gehabt. Aber wir sollten uns lieber freuen, daß wir diese Ernte halten können und sollten auch gern Jubiläen feiern. Jubiläumsfeiern sind nicht nur gut und erfreulich, sie sind auch nötig, rufen sie doch dem hastenden modernen Menschen für einige Augenblicke ein Halt zu, zwingen ihn zu prüfendem Rückblick. Wenn hierbei Lichtseiten naturgemäß stark hervortreten und Schattenseiten, die keiner menschlichen Einrichtung fehlen, etwas vernachlässigt werden und unbeirrt um den Streit der Meinungen, auf das Gute, das geleistet worden ist, hingewiesen wird, so kann das uns kritischen, leicht nörgelnden Deutschen nur heilsam sein. Können wir hierbei anerkennende Stimmen des Auslandes anführen, so muß das uns besonders freuen, da ja die deutschen Kritiker nur allzu sehr geneigt sind — ähnlich wie es Whitman von seinen Landsleuten befürchtet und sicher mit weniger Berechtigung als wir von den unserigen —, ausländische Einrichtungen als mustergültig für uns hinzustellen, ohne dabei der Vorzüge, die die unserigen haben, in genügender Weise zu gedenken. Es sei uns gestattet, die durch Whitmans Worte angeregten Gedankengänge in zwangloser Art weiter zu verfolgen.

Bei einem Schriftsteller wie Whitman ist es nicht nötig, erst Worte darüber zu verlieren, weshalb man ihn als beachtenswerten Zeugen anführt, wohl aber müssen wir darauf hinweisen, daß er die deutsche Schule im Auge hatte, wie sie sich ihm im Jahre 1888 darstellte. Er ist durchaus kein bedingungsloser Bewunderer deutscher Art und deutscher Einrichtungen. An der angezogenen Stelle fährt er fort, dem deutschen Schulmeister ein großes, rückhaltloses Lob zu spenden, geht dann aber ausführlich auf die Überbürdungsfrage ein und fügt einige kritische Bemerkungen hinzu. Er berührt z. B. die körperliche Ausbildung der Schüler, die ebenso wie die Überbürdungsfrage seither in dem

Streit um die Schule ihre Rolle gespielt haben. Seit jener Zeit ist die deutsche Schule auf dem Wege der Reform rüstig vorwärtsgeschritten und ist damit auch den Wünschen des Auslandes entgegengekommen. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die anerkennenden Worte „the splendid system of school education“ erst recht von ihm aufrechterhalten werden würden. Seine Kritik richtete sich besonders auf das Maß der Anforderungen, die bei uns an den jugendlichen Geist und Körper gestellt wurden, nicht darauf, daß von den Schülern ernste Arbeit und Pflichterfüllung verlangt wurden. Die Anerkennung, die er dieser Seite unserer Erziehung zollt — und das tritt auch besonders in seinen Kapiteln über unsere Regierung, unsere Armee und Beamtschaft zutage —, soll augenscheinlich gerade eine Eigenart unserer preußisch-deutschen Kultur treffen: Diese Eigenart aber wird heutzutage heftig angegriffen, man bleibt oft nicht bei der Kritik ihrer Schattenseiten stehen, sondern fordert ihre Abschaffung. Man stellt u. a. auch die „Lern- und Arbeitsschule“, die den Schülern Pflichten auferlegt, ganz schematisch der „Erziehungsschule“ gegenüber, und selbst sehr wohlmeinende Pädagogen, im besonderen die Vertreter der sportlichen Erziehung, werfen die Frage auf, ob wir denn überhaupt bisher erzogen haben. Dabei wird dann immer besonders auf England und Amerika verwiesen, wo man die Erziehungsschule vortrefflich entwickelt glaubt. Wie wertvoll die Ergänzungen sind, die wir gerade durch Veranstaltungen bekommen, die die körperliche Ausbildung des Schülers und seine Erziehung zur Selbständigkeit und zum praktischen Handeln fördern, ist auch dem Schreiber dieser Zeilen nicht verborgen, dem es vergönnt war, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Amerika Beobachtungen darüber anzustellen; aber es sei gestattet, gerade auf Grund der in England und Amerika gemachten Erfahrungen, hier einige Bemerkungen vorzutragen, die zeigen werden, daß man in jenen Ländern auch die Eigenart, die in unserer alten Schule sich ausprägte, sehr zu schätzen weiß und das um so mehr, als man bisher aus vielen Gründen nicht in der Lage gewesen ist, darin Erfolge auf so breiter Grundlage in demselben Umfange wie wir zu erreichen. Unsere Reformer vergessen nur zu leicht, daß die Schule mit der Kultur des Landes und der Eigenart seines Volkes eng verwachsen ist und zwar besonders in einem Lande mit langer Geschichte. Geht man gründlich zu Werke, so stößt man auf eine solche Fülle von Fragen, daß es die Aufgabe dieser Zeilen nicht sein kann, sie zu erledigen. Wir müssen uns auf einige Hinweise beschränken.

Wenden wir uns zunächst der Frage zu, ob die alte Schule, die unsere Väter und die Älteren unter uns durchgemacht haben, erzogen und im besonderen auf die Ausbildung des Willens eingewirkt hat, so ist es augenscheinlich eine starke Übertreibung, wenn man dies leugnet. In dem Streben, ihren an und für sich berech-

tigten Wünschen Geltung zu verschaffen, haben die Reformen das, was die alte Schule geleistet hat, zu sehr in den Hintergrund gedrängt. Man kann auch gar nicht die „Lern- und Arbeitsschule“ von der „Erziehungsschule“ so trennen, wie es vielfach geschieht. Das Lernen an und für sich, die Aneignung von Kenntnissen wird als bedeutungslos für die Erziehung hingestellt. Der alte Spruch: „Wissen ist Macht“ wird nicht anerkannt; es müßte heißen: „Können ist Macht“, oder, wie es ein amerikanischer Pädagoge ausdrückt: „Wissen ist nur eine Macht, wenn es dazu gemacht wird“. Nun ist es gewiß richtig, daß Wissen allein keine Macht bedeutet, wenn nicht ein Mensch dahinter steht, der die Fähigkeit hat, das Wissen zu benutzen. Es bleibt doch aber dabei, daß das Wissen mit einer Voraussetzung der Macht ist, daß ein starker Wille und praktische Fähigkeit nicht die größtmögliche Leistung erzielen können, wenn sie nicht durch einen gebildeten Geist, einen kenntnisreichen Kopf geleitet werden. Gerade die Geschichte der deutschen Technik und Industrie beweist, daß die Verbindung von theoretischer und praktischer Ausbildung ihnen zu einer so überraschenden Blüte verholfen hat, daß sie durch diese hervorstechende Eigenart sich auf vielen Gebieten im Weltkampfe an die Spitze geschwungen haben. Man studiere den Einfluß der Deutschen auf Industrie und Technik in England und Amerika, und man wird Entdeckungen machen, die für das große Publikum überraschend sein dürften. Viele Wunderwerke der amerikanischen Technik, wie große Brücken, u. a. auch die berühmte Hudsonbrücke, beruhen auf der Arbeit deutscher Konstrukteure. Carnegie hätte seine Werke, wie er selbst erklärt, nicht ohne die Hilfe wissenschaftlich gebildeter deutscher Chemiker auf ihre Höhe bringen können. Solche Beispiele könnte man in Hülle und Fülle bieten und aufzeigen, wie sich gerade England und Amerika bemühen, die theoretische Bildung, welche Deutschland seinen Männern der Technik und Industrie gibt, ihren jungen Leuten auch zu verschaffen. Vom pädagogischen Gesichtspunkte aus ist noch hervorzuheben, daß das Lernen, die Aneignung des Wissens, wobei ja nicht bloß an sinnloses Auswendiglernen zu denken ist, sich gar nicht vollziehen kann, ohne einen erzieherischen Einfluß auszuüben. Man kann in diesem Zusammenhange von der Frage absehen, welche Stoffe dem Schüler geboten werden sollen, auch davon, ob er gern oder ungern an seine Arbeit geht. Wenn eine bestimmte Arbeit von ihm verlangt wird und er lernt, sie gründlich, gewissenhaft auszuführen, so ist damit etwas für seine Erziehung getan, das nicht unterschätzt werden sollte. Wird ihm ferner die Überzeugung beigebracht, daß er, um vorwärts zu kommen, sich ernsthaft seiner Arbeit widmen muß, daß er den entschlossenen Willen haben muß, das gesteckte Ziel zu erreichen, so wird auch die Ausbildung des Willens, die Festigung des Charakters, wesentlich gefördert, ja vielleicht mehr, als wenn einem Jungen als Ziel eine Höchst-

leistung im sportlichen Wettkampfe vor Augen gestellt wird. Es gehört unter Umständen mehr Willenskraft dazu, sich z. B. in der letzten Zeit der Schullaufbahn auf das Abiturientenexamen richtig vorzubereiten —, darunter braucht man durchaus keinen toten Drill zu verstehen, sondern die richtige systematische, über einen langen Zeitraum sich erstreckende Vorbereitung, welche bewußte Ausnutzung der Kräfte und Einschränkung mancher Vergnügungen erfordert — als dieselbe Zeit hindurch sich für eine Ruderregatta auszubilden. Während wir in dieser Beziehung Fortschritte machen, was sicher sein Gutes hat, scheinen wir in jener zurückzugehen, was man bedauern kann. Man muß auch dem Zwange, den unsere gesellschaftlichen und staatlichen Zustände ausüben, einen erzieherischen Einfluß beimessen, wobei hier außer Betracht bleiben muß, ob das richtige Maß innegehalten worden ist und wird. Die Kritik des Auslandes richtet sich auf diesen letzten Punkt, nicht darauf, daß wir unsere Schüler zu gründlicher Arbeit anleiten und bestimmte begrenzte Anforderungen an sie stellen. Während unsere Reformer als das Ideal aufstellen, daß das Kind nur tun soll, was ihm beliebt, daß eine Klasse nur durch das Interesse geleitet werden soll — Gesichtspunkte, die gewiß nicht unbeachtet bleiben dürfen — und es fast beklagen, wenn ein Lehrer seine Klasse in der Hand hat und Anforderungen an die Jungen in der Stunde stellt, empfinden viele Engländer und Amerikaner es als sehr schmerzlich, daß sie in der Regel hinter uns in dieser Beziehung beträchtlich zurückbleiben. Ein Hauptgrund, den sie dafür angeben, ist der, daß sie nicht über einen solchen Stab von Lehrern verfügen wie wir. Wenn es selbstverständlich auch eine große Anzahl tüchtiger Lehrer in diesen Ländern gibt, so ist doch es dort bisher nicht gelungen, auch nur annähernd Verhältnisse zu schaffen, die mit den unserigen verglichen werden können. Das deutsche Publikum ist sich gar nicht bewußt, auf welcher Höhe in dieser Beziehung Deutschland steht. Das Resultat in der Schule ist u. a., wie im allgemeinen das Urteil ausgedrückt wird, daß der amerikanische Schüler im Durchschnitt „nicht so viel aus einer Stunde herausbekommt“ als der deutsche. Man hebt dabei auch hervor, daß der deutsche Lehrer infolge seiner besseren wissenschaftlichen und pädagogischen Bildung es besser versteht, die Stoffe mundgerecht zu machen und interessant zu gestalten. Es zeigt sich ferner gerade in Amerika und England, daß eine große Schule ihren Unterricht, ein großes Land sein Unterrichtssystem nicht auf das Interesse des Schülers allein aufbauen kann und daß die Lehrer zur Arbeit anhalten müssen, um auch für eine größere Zahl befriedigende Resultate zu erzielen. Um nur ein Urteil anzuführen, auf einem Gebiete, wo wir Deutschen oft hinter den praktischen Amerikanern zurückzustehen glauben, so sagt der ausgezeichnete amerikanische Pädagoge und Präsident der Carnegie Foundation Dr. Pritchett bei Behandlung der Lehrerfrage

in den amerikanischen Schulen: „Es ist klar, daß der Mangel an erfolgreichem Unterricht eine unserer kostspieligsten nationalen Schwächen ist und daß die geringe Leistungsfähigkeit unseres Schulsystems in hohem Maße diesem Mangel zuzuschreiben ist. Mathematik ist z. B. ein Fach, das von Anfang an ein Musterfach in unseren Schulen gebildet hat. Schüler, die unsere Mittelschulen durchmachen und in das College übergehen, verbringen in den neun Jahren, die der Periode entspricht, die das deutsche Gymnasium umspannt, 75 % mehr der Unterrichtszeit mit Mathematik und empfangen dennoch nur eine Ausbildung, die hinter der auf dem Gymnasium erhaltenen bedeutend zurücksteht.“²⁾

Im Zusammenhange hiermit sei es gestattet, auf eine besondere amerikanische Eigentümlichkeit hinzuweisen, in der viele jetzt das Allheilmittel sehen; wir meinen die freie Wahl der Lehrfächer. Es werden von den Vertretern dieser Richtung zwar die Vorteile, die sich in Amerika ergeben, hervorgehoben, aber meist wird nicht darauf aufmerksam gemacht, daß man sich, wie wir ohne Scheu behaupten dürfen, drüben jetzt in einer Reaktion gegen ein zu weit gehendes System der Wahlfreiheit befindet. Wird dies zugegeben, so sucht man Bedenken abzuschwächen durch den Hinweis auf unser Berechtigungswesen und ähnliche Dinge, die unsere Schüler zur Arbeit zwingen. Man sollte aber ein System, das man an die Stelle bestehender Einrichtungen setzen will, vor allem nach den ihm unabhängig von andern Einrichtungen innewohnenden Vorzügen und Schwächen beurteilen. Daß der Vorzüge eine ganze Reihe sind, ist klar; es wird sich auch hier fragen, für welche Schüler und in welchem Umfange man die Wahlfreiheit benutzen kann. Die Amerikaner haben sie von unserer Universität übernommen und sie allmählich dann von den oberen Jahrgängen des College in die unteren, ja bis in die Mittelschule hinabsinken lassen. Man übersah dabei schon im Anfange, daß auch für den deutschen Studenten die Lernfreiheit durch mancherlei Umstände eingeengt wird, so daß er zu einer gewissen Konzentration und vernünftigen Gruppierung von vornherein gezwungen wird, daß er sich vor allen Dingen darüber entschieden hat, welchen Beruf er ergreifen will. Diese Bedingungen aber fehlen beim amerikanischen College fast völlig. Es läßt sich heute mit Sicherheit feststellen, daß die Einführung des Wahlsystems manche gute Wirkung gezeitigt hat; der alte zu starre Lehrplan des College wurde z. B. gesprengt und Luft und Licht für viele gute und neue Sachen geschaffen. Harvard, die eigentliche Pflanzstätte dieses Systems, ist aber jetzt dabei, das College wieder in festere Formen zu bringen. In Yale und in andern Universitäten, auch in den Mittelschulen, findet man das Bestreben, Gruppenbildungen zu benutzen, was

²⁾ The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching. 3rd Annual Report. 1908. p. 152.

unserem System verschiedenartiger Schulgattungen sich nähert. Ja Dr. Pritchett ist geradezu der Ansicht, daß Amerika in dieser Beziehung von Deutschland lernen muß. Wir müssen auf eine Erörterung der Vorzüge und Nachteile, die damit verbunden sind, verzichten. Unter dem Gesichtspunkt, der uns hier beschäftigt, wollen wir auf einige Erfahrungen hinweisen, die sich in erzieherischer Hinsicht ergeben haben. Wir müssen die Frage stellen: Haben die amerikanischen Kinder — man könnte auch sagen, Eltern — und jungen Leute den richtigen Gebrauch von der Freiheit, die ihnen gegeben ist, gemacht? Darf man sagen, daß das Vertrauen auf die Einsicht und das Interesse sich für die große Menge bewährt hat und zwar so, daß man unsere alt hergebrachte Anschauung, man müsse von einem Knaben ein bestimmtes Maß von Arbeit und Pflichterfüllung, auch wenn es ihm unangenehm ist, verlangen, aufgeben soll? Der Klagen sind dort drüben recht viele, und spürt man ihnen nach, so kommt man wieder einmal zu der Überzeugung, daß die Jugend in ihren wesentlichen Zügen sich in den verschiedenen Ländern gleich und daß überall mit Wasser gekocht wird. Wenn man annimmt, daß die Schüler und jungen Leute sich auf die Arbeit, die sie ja nun nach Geschmack wählen können, mit wahren Heißhunger stürzen, so irrt man. Das trifft nur für eine beschränkte Anzahl zu. Das Problem, wie man die Schüler und auch die Collegestudenten zur richtigen Arbeit bringt, ist in Amerika viel schwerer als bei uns. Zunächst wird die Wahl durch sehr viele äußerliche Umstände beeinflußt, ja es kommt nicht allzu selten vor, daß man die Stunden danach wählt, wie der Sport die Zeit frei läßt; viele wissen nicht, was sie wollen und wofür sie veranlagt sind; am häufigsten aber sucht man, wie der Amerikaner sagt, die „Linie des geringsten Widerstandes“ zu finden, d. h. man sucht die Fächer heraus, die als leicht gelten, und womöglich auch die Professoren, die als nachsichtig bekannt sind. In dem Berichte des Direktors der technischen Schule der Yale University (1909) finden sich z. B. p. 168 sehr interessante Bemerkungen hierüber. Das Kollegium hatte festgestellt, daß eine immer größere Zahl von Studenten von der Vergünstigung Gebrauch machte, unter besonderen Umständen Deutsch durch Spanisch zu ersetzen. „Forscht man nach den Gründen“, heißt es dort, „so erhält man oft die freimütige Antwort, daß Spanisch viel leichter sei wegen der vorhandenen Kenntnis des Französischen. Es erscheint sogar wahrscheinlich, daß mehr und mehr Studenten Französisch beim Aufnahmeexamen anbieten werden, allein in der Absicht, das Studium des Deutschen durch späteren Ersatz durch Spanisch zu vermeiden.“ Das Kollegium empfiehlt dann, in Zukunft schriftliche Gesuche der Studenten um Bewilligung des Ersatzunterrichtes nicht mehr zu gestatten, da ihre Angaben oft unaufrichtig seien, bei einer mündlichen Verhandlung aber ihre wahren Gründe sich leichter erkennen ließen. Die

Collegebehörden sind sich auch sehr wohl bewußt, daß sie dem Mißbrauch der Wahlfreiheit entgegenzuarbeiten haben, und greifen zu sehr findigen Mitteln, die den unbefangenen Fremden in Erstaunen versetzen, bis er sich überzeugt, daß sie nötig sind. Es wird z. B. bei Aufstellung des Stundenplanes darauf Bedacht genommen, den Studenten die Zusammenstellung als leicht geltender Fächer zu erschweren. Man hat ein kompliziertes System der Bewertung der Fächer und der Leistungen ausgebildet, man dehnt die schulmäßige Behandlung des genannten Unterrichts auf ein höheres Alter aus als bei uns usw. Sogar bei Mittelschulen mit ausgesuchtem Schülermaterial, wo die Schüler als Alumnus leben, findet man, daß die Lehrer sehr ihr Augenmerk darauf richten müssen, die Schüler zur Arbeit zu bringen. Jeder deutsche Lehrer, der sich nicht genug tun kann, über die Faulheit und Indolenz unserer Jungen zu klagen, würde in Amerika wahrscheinlich heilsame Beobachtungen machen. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die amerikanischen Kollegen sehr erfreut sein würden, wenn sie im allgemeinen in das College solche Schüler bekämen, wie es im Durchschnitt unsere Abiturienten sind. Präsident H a d l e y von der Yale-Universität behandelt in seinem Berichte 1909¹⁾ ausführlich das Problem, wie der Arbeitseifer des College-Studenten gestärkt und die Wertschätzung der wissenschaftlichen Arbeit gefördert werden können. Wir möchten auf folgende interessante Äußerungen hinweisen:

„Um seine Arbeit gut zu leisten, muß ein College zwei verschiedene Dinge tun. Es muß sowohl ein Mittelpunkt geistiger Bildung als auch eine Stätte harter Arbeit sein. So lange es diesen beiden Anforderungen genügt, erfüllt es seinen Hauptzweck, ganz gleich, welche Dinge es lehrt oder zu lehren unterläßt. Sobald es aufhört, einer dieser Forderungen zu entsprechen, verfehlt es seinen Zweck.“

„Früher hatten wir unserem Eifer für harte Arbeit gestattet, unsere Aufmerksamkeit von der Notwendigkeit der Bildung abzulenken. Heute haben die vorgeschritteneren Verfechter der Freiheit ihrem Eifer für Bildung gestattet, sie blind zu machen gegen die Notwendigkeit harter Arbeit. Dies Extrem ist ebenso schlimm als das andere, oder schlimmer. Bildung ohne Arbeit ist ein noch demoralisierenderes Ideal als Arbeit ohne Bildung. Glücklicherweise fängt das Publikum an, das zu sehen. Wir sind inmitten einer heilsamen Reaktion gegen die Übertreibungen der Wahlfreiheit.“

Ferner schreibt ein amerikanischer Austauschlehrer u. a.²⁾: „Während die preußischen Schulbehörden das Niveau allmählich heben und das System weise verbessern, haben ungeschickte Versuche mit der Selbstregierung einige amerikanische Colleges beinahe zum Scheitern gebracht, und man hat Kindern mit oder

¹⁾ Yale University. Presidents Report. 1909. p. 9-10.

²⁾ Carnegie Foundation. Presidents Report. 1909. p. 54.

ohne den Rat ihrer Eltern und Lehrer gestattet, die Zügel an sich zu reißen und bei den unreifen Versuchen ihre eigenen Stundenpläne zu machen, mit den Lehrplänen durchzugehen.“

Es mag hierbei erwähnt werden, daß die englischen und amerikanischen Schulen viel mehr mit Examinibus belastet sind als die deutschen. Während man bei uns auf die Beseitigung der Examina hinarbeitet, hält der Amerikaner aus erzieherischen Gründen viel von ihnen, u. a. auch, weil er sie als Mittel gebraucht, um z. B. die Collegestudenten zur Arbeit anzuhalten. Allen, die für die gänzliche Abschaffung der Examina bei uns eintreten, seien die folgenden Worte des Präsidenten *H a d l e y* zum Nachdenken empfohlen¹⁾: „Man sollte nicht gestatten, daß schlechte Examina das Examensystem in Mißkredit bringen. Die Probe, die jemand beim Examen zu bestehen hat, ist bei richtiger Handhabung in gut gewählten Fächern eine außerordentlich gute. Gerade die Einwürfe, die dagegen vorgebracht werden, sprechen meist zu seinen Gunsten. Die Gegner sagen z. B., daß das Examen nicht so sehr die Kenntnisse des Kandidaten erprobt als vielmehr, welchen Gebrauch er von seinen Kenntnissen in einer Notlage machen kann. Aber was wünschen wir denn anders? Was anders ist die Probe für den Erfolg im Leben?“ Nun ist es richtig, daß unsere Examina in ihren Folgen meist eine andere Bedeutung für den Prüfling haben als die englischen und amerikanischen, und es kann sicherlich uns nur heilsam sein, wenn wir von Zeit zu Zeit darüber nachdenken, ob wir sie in der richtigen Weise handhaben und ihnen die richtige Bedeutung beimessen. Aber was würden unsere guten deutschen Kritiker, die mit solcher Heftigkeit gegen unsere Schuleinrichtungen anstürmen, sagen, wenn sie hörten, daß im Staate New York z. B. die Versetzung von Klasse zu Klasse nur durch ein schriftliches Examen möglich ist und nach englischem Muster in der Weise gehandhabt wird, daß ein außerhalb der Schule stehender Examinator schriftliche Fragen einsendet? Doch nicht genug, daß man bei uns die Abschaffung der Examina fordert, man meint jetzt auch, man müßte ohne Zensuren auskommen, den Schülern keinen Klassenplatz geben usw., da durch alle diese Dinge das Streben der Schüler von der eigentlichen Sache, der Wissenschaft, abgelenkt und ein ungesunder, egoistischer Ehrgeiz entfacht würde. Auch hierin glaubt man, sei es bei uns schlecht bestellt, in jenen Ländern aber herrsche bei den Schülern mehr geistiges Streben und mehr Pflichtgefühl, weil die Schuleinrichtungen besser seien. Hätte man diese Einrichtungen, so könnte man auch auf die Mittel äußerer Einwirkung verzichten. Untersucht man hierauf hin aber die englischen und amerikanischen Schulen, so findet man z. B., daß man in englischen Schulen vor Zwangsmaßregeln nicht zurückschreckt, die auch uns kräftig er-

¹⁾ l. c. p. 21.

scheinen, und daß man in beiden Ländern viel mehr als bei uns darauf angewiesen ist, äußere Mittel des Ansporns zu gebrauchen. Man kann sogar bemerken, daß die Lehrer dieser Aufgabe eine große Aufmerksamkeit zuwenden und dabei auf Einfälle kommen, die uns ganz verwunderlich, ja oft schädlich erscheinen. Zeugnisse lassen sich dafür eine Menge anführen, und auch Whitman sagt am Schlusse seines Kapitels über die deutschen Schulen²⁾: „Es ist interessant zu bemerken, daß Preise und Stipendien als Anreizmittel sowohl in deutschen Schulen als auch auf Universitäten unbekannt sind. Die erstaunlichen Erfolge der deutschen Schulen werden erreicht, ohne daß man auch nur an die Instinkte der Rivalität und des Wettbewerbes appelliert: eine sehr lehrreiche Tatsache! Das Pflichtgefühl allein erreicht hier ein Resultat, daß bei uns durch Rivalität und Hoffnung auf Belohnung zustande gebracht werden muß.“ Man kann hier einwenden, daß Schule und Haus auch bei uns nicht ganz auf diese Mittel verzichten, daß unsere sozialen Verhältnisse mit ihrem starken Druck vielleicht von Whitman nicht genügend beachtet werden, aber es bleibt nicht zweifelhaft, daß es ohne äußere Einwirkungen auch in anderen Ländern nicht abgeht, ja der Kundige kann feststellen, daß sie bei uns in vieler Beziehung nicht einmal dieselbe Rolle spielen wie dort und daß das Pflichtgefühl bei uns stärker entwickelt wird. Immer und immer wieder kann man in Amerika die Klage hören, daß die Knaben die Arbeit in der Schule allzu leicht nehmen, sie wie ein Spiel betrachten und überhaupt nicht richtig arbeiten lernen, ja, daß sie noch als Collegestudenten nicht den richtigen Begriff von der Arbeit haben, und man weist stets darauf hin, daß der deutsche Student, wenn ihm eine erstaunlich große Freiheit gewährt wird, vorher durch jahrelange Zucht die Arbeit kennen gelernt hat. Gewiß ist das für unsere Jungen unangenehm, und es erscheint begreiflich, daß der junge Amerikaner allein schon aus diesem Grunde im allgemeinen lieber zur Schule geht als der junge Deutsche. Wir müssen hier von den vielen andern Gründen, die hineinspielen und deren Studium für unsere Schulen wohl von Nutzen sein kann, absehen; nicht übersehen werden aber darf, daß die Amerikaner eine andere Auffassung von Erziehung haben als wir. Es bliebe dann noch zu untersuchen, ob diese Auffassung sich in Amerika so bewährt hat, daß sie nicht auch Kritik und kräftigen Widerstand findet, und ob sie ferner unseren Verhältnissen und damit den Wünschen wenigstens der Mehrzahl der Eltern entsprechen würde.

Der Amerikaner hat unzweifelhaft ein anderes Erziehungsideal als der Deutsche, und die Verhältnisse gestatten ihm dies auch. Wenn in zwei Ländern verschiedene Auffassungen über dieselbe Sache vorherrschend sind, so ist das doch kein Zufall, sondern beruht auf geschichtlich entstandenen Voraussetzungen.

²⁾ l. c. p. 70.

Die Vielgestaltigkeit der Geschichte zeigt sich oft in der Weise, daß die verschiedenen Völker verschiedene, gleichsam typische Auffassungen und Einrichtungen herausbilden, die sich gegenüberstehen und sich erst allmählich etwas ausgleichen. Dem Amerikaner schwebt als Ideal vor allem vor, nicht die Selbständigkeit des Kindes anzutasten. Daraus ergibt sich als wichtiges Element der Erziehung ein *laissez aller, laissez faire*. Das hat seine Berechtigung und sein Gutes, und man kann es vollkommen begreifen, daß man drüben die preußische Zucht nicht eingeführt wissen will. Diese würde auch gar nicht in die Verhältnisse und Anschauungen passen, gewissermaßen eine Anomalie sein. Für uns würde der umgekehrte Fall zutreffen, und unsere Elternschaft würde wahrscheinlich aufs höchste erstaunt sein, welche Wirkungen es hätte, wenn wir ganz so verfahren würden wie die Amerikaner. Der gewaltige Unterschied, der zwischen beiden Ländern besteht, springt einem sehr deutlich in die Augen, wenn man z. B. die Studenten der amerikanischen Staatsuniversitäten ihre militärischen Übungen machen sieht oder aber einer Schulfest oder einer Schülerversammlung dort drüben und hier bei uns beiwohnt. Schon die Jugend hat in beiden Ländern eben verschiedene Auffassungen. Dasselbe gilt für England. Wir legen großen Wert u. a. darauf, unseren Kindern Achtung vor Autorität, vor Gesetz, vor dem Alter beizubringen und nehmen es im allgemeinen wohl als selbstverständlich an, daß dem überall in der Welt so sein müßte. Uns allen steckt etwas Militärisches im Blute, und wir glauben, daß das gut ist. Können nun die Amerikaner und die Reformer, die sich ihnen anschließen, mit Recht auf Auswüchse bei uns hinweisen, so können auch wir nachweisen, daß ihr System oft zu außerordentlichen Mißständen führt. Wollten wir hier die Frage der Disziplin, der Achtung vor dem Gesetz usw. eingehender behandeln, wir könnten von Dingen berichten, die sicherlich unsere Eltern bei uns nicht eingeführt zu sehen wünschten; wir möchten hier auch betonen, daß, ebenso wie bei uns die Kritik geschäftig am Werke ist, sich dort drüben die Stimmen zu mehren scheinen, welche meinen, daß die Art, wie man im allgemeinen die Erziehung in Schule und Haus handhabt, eine nationale Gefahr sei. Man bedauert z. B. mehr und mehr, daß der Einfluß der Lehrer auf die Schüler so außerordentlich gering ist, daß die Vorherrschaft des weiblichen Elementes in der Lehrerschaft zu unnatürlichen Zuständen führt, und man denkt ernstlich darüber nach, wie man einen stärkeren moralischen Einfluß auf die Jugend ausüben kann. Es gibt viele Eltern, die ihre Kinder z. B. aus diesen Gründen nicht in die öffentliche Schule schicken, ja es hat sich sogar eine besondere Art Schulen herausgebildet, die „military academy“, die einen militärischen Anstrich hat und verspricht, die Kinder in schärfere Zucht zu nehmen. Je mehr die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sich denen in unserem alten Kontinent nähern, um so mehr werden sich neben den Lichtseiten

der amerikanischen Erziehung auch ihre Schattenseiten geltend machen. Wie dem auch sein mag, die Verhältnisse gestatten dort drüben, daß man Erziehung und Unterricht auf eine andere Grundlage stellt als bei uns. Es kommt dort nicht so darauf an wie hier, ob für die Erziehung mehr oder weniger Zeit gebraucht und ob sie in mehr oder weniger freier Form geführt wird. In Amerika sind für jeden regen und energischen Knaben größere Berufsmöglichkeiten als bei uns. Die Berufsvorbildung vollzieht sich nicht in so festen Formen und erfordert in der Regel nur kürzere Zeit. Man könnte sagen, daß drüben noch mehr Dilettantismus mit all seinen Schwächen und Vorzügen möglich ist. Bei uns gehört es zu den Ausnahmen oder ist es einfach unmöglich, daß jemand seinen Beruf so oft wechselt, wie es dort drüben alle Augenblicke vorkommt. Beide Zustände haben ihre Licht- und ihre Schattenseiten, die auf die Erziehung der Kinder zurückwirken. Es wäre töricht, solche Dinge einfach außer acht lassen zu wollen und die geschichtliche Entwicklung zu ignorieren. Wenn das Gehorchen, das Pflichtgefühl, das Ausharren bei einer auferlegten Arbeit eine andere Rolle bei uns spielt als drüben, so ist das eben tief in unseren Zuständen begründet und hat auch seine außerordentlichen Vorzüge. Ist der einzelne Amerikaner und Engländer, besonders in praktischen Dingen, sicherlich oft selbständiger und schneller im Handeln als wir, so zeigt sich doch auch oft die Unfähigkeit, Gehorsam zu erzwingen und dadurch mit großen Massen schnell vorwärts zu kommen, als eine gewisse Schwäche. Der preußische Staat hat ein ganz bestimmtes Gepräge, dessen er sich nicht zu schämen braucht. Selbstverständlich muß er dafür auch auf mancherlei wirkliche und vermeintliche Vorzüge verzichten, die sich in anderen Verhältnissen finden. Es ist sicher kein Schade, daß in uns Deutschen, insbesondere in uns Preußen, ein gut Teil militärischen Geistes steckt, daß uns durch Schule, Armee und den Staat mit seinen Berufsbeamten gewisse Anschauungen beigebracht werden, die uns sozusagen zur zweiten Natur geworden sind. Das ist aber auch um so notwendiger, als wir Deutsche unseren Anlagen des Geistes und Charakters nach anders beschaffen sind als Engländer und Amerikaner. Im Grunde sind wir doch individueller; „so viel Köpfe, so viel Meinungen“, heißt es noch immer bei uns, und jeder hat eine instinktive Neigung, sich der Majorität zu widersetzen. Die Amerikaner haben dies auch wohl erkannt, wie man aus den häufig von ihnen gebrauchten Worten schließen darf: „Wo drei Deutsche sind, gibt es vier Meinungen“. Dieser alte Zug des deutschen Wesens, der ihm seine große Mannigfaltigkeit, aber auch seine Zersplitterung und Schwäche gibt, ist doch nicht verschwunden. Wir brauchen eine Erziehung, die zur Erfüllung einer gestellten Aufgabe anhält und auch unter Umständen imstande ist, Unterordnung zu erzwingen. Gewiß wird man da wieder einwenden, daß wir mit einer solchen Ansicht die Deut-

schen zu einer zurückgebliebenen Nation stempeln, daß wir auf diese Weise Leute ohne Initiative erziehen, die nur auf einen Befehl von oben warten, und was dergleichen mehr ist. Dies heißt aber sehr übertreiben, und auch die Ausländer haben oft ein verkehrtes Bild von unseren Zuständen. So nehmen z. B. die Durchschnitts-Engländer und Amerikaner an, daß unsere Soldaten Maschinen seien; den Unterschied zwischen dem Milizsoldaten und dem deutschen Soldaten sehen sie nicht und meinen, daß in unserer langen Dienstzeit alles nur darauf angelegt sei, die Selbständigkeit des einzelnen Mannes zu ertöten. Demgegenüber dürfen wir es mit Genugtuung begrüßen, daß kürzlich die deutsche Felddienstordnung den englischen Offizieren zum gründlichen Studium empfohlen worden ist, mit dem besonderen Hinweis auf die vortreffliche Ausbildung, die der einzelne Mann bei uns erhält und die ihn befähigt, nach den Umständen selbständig zu handeln. Die Vorteile und Nachteile, die wir bei den amerikanischen und englischen Verhältnissen aufführen könnten, würden uns in derselben Weise klarstellen helfen, daß alle diese Dinge viel tiefer greifen, als das große Publikum anzunehmen beliebt. Wir dürfen daher wohl hoffen, daß auch auf dem Gebiete der Erziehung der Geist der Selbständigkeit nicht ganz vertrieben ist oder für ewig verbannt werden soll. Unsere eigene praktische Erfahrung hat uns sogar zu der Ansicht gebracht, daß unsere Abiturienten und jungen Studenten es im allgemeinen viel besser verstehen, eine geistige Arbeit selbständig anzufassen, als die Collegestudenten. Amerikanische Beobachter stellen ebenfalls fest, daß der deutsche Knabe an Kenntnissen und geistiger Durchbildung weit voraus ist — man sagt gewöhnlich, daß der Abiturient einen Vorsprung von zwei Jahren hat —, während der junge Amerikaner auf anderem Gebiete ein Plus aufzuweisen hat.

Alle Vorzüge in demselben Maße auf einmal zu vereinen, ist natürlich unmöglich, und wir Deutschen sind bei unserer Gründlichkeit nur zu leicht geneigt, zuviel auf einmal zu verlangen. Da müssen wir denn nicht aus den Augen verlieren, was für unsere Verhältnisse das Wichtigste ist. Wir können daher hier nicht unterlassen, auch darauf hinzuweisen, daß es auf die Erziehung in Deutschland unbedingt einen Einfluß ausüben muß, wenn unser Staat der erste Beamtenstaat der Welt ist. Die charakteristischen Eigenschaften, die sich daraus ergeben und die tief ins bürgerliche Leben und in unsere Anschauungen eingreifen, sind in jenen Ländern nicht in dem Maße vorhanden. Wir rechnen z. B. beim Durchschnittsmenschen viel mehr auf sein Pflichtgefühl als der Amerikaner. Der Staat, die Gemeinden und auch oft Private stellen bei uns den Beamten für sein ganzes Leben sicher unter der Voraussetzung, daß sein Pflichtgefühl stark genug sein wird, ihn zu einem bestimmten Maß von Arbeit zu veranlassen. Gewiß gebrauchen wir daneben auch Mittel der Disziplin, die von Zeit zu Zeit angewendet werden

müssen, aber im ganzen dürfen wir mit Stolz sagen, daß der deutsche Beamte die Interessen des ihm anvertrauten Amtes eifrig und in uneigennütziger Weise wahrnimmt. Es gilt bei uns als selbstverständlich, daß man einem Beamten Vertrauen schenkt und nicht daran zweifelt, daß er seiner Pflicht genügen und für sich nicht einen besonderen Vorteil herausschlagen will. Die parlamentarischen Staaten, insbesondere die, welche nur mit einer geringen Zahl von Berufsbeamten arbeiten, haben hier eine große Schwäche. Nicht daß man bei ihnen keine pflicht-treuen Beamten finden könnte und bei uns jeder Beamte untadelhaft wäre — solche Feststellungen haben immer etwas Schematisches an sich —, das Wesentliche ist, daß im allgemeinen die Anschauung des Publikums von dem Pflichtgefühl eines festangestellten Beamten eine ganz andere ist und daß im bürgerlichen Leben der Wettbewerb die Grundlage bildet und alles regelt. Charakteristisch ist z. B., daß in Amerika aus diesen Gründen vielfach die Lehrer nur für 1 Jahr, die Schulinspektoren für 2 Jahre von der Gemeinde gewählt werden. Uns erscheint dies unbegreiflich, den Leuten, die so handeln, aber jedenfalls wohlbegründet. Es dürfte da zum mindesten zweifelhaft erscheinen, auf welcher Seite die höhere Ethik zu finden ist. Viele, die unser Erziehungssystem umwälzen wollen, reden tapfer darauf los und ziehen ausländische Verhältnisse heran, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie verschieden die Verhältnisse in den verschiedenen Ländern sind. Deshalb können wir auch in Ruhe die Einwendungen jener erwarten, die sich darüber empören werden, daß man unsere Schulen mit unserer Beamten-schaft in Zusammenhang bringt. Viele von ihnen fühlen sich als Genie und wollen den Durchschnittsjungen auch als solches behandelt oder dazu erzogen sehen. Sie haben leider nur allzu häufig kein Verständnis für treue Arbeit, Pflichterfüllung und die Opfer, die der einzelne dabei oft im Dienste einer großen allgemeinen Sache bringt; sie wissen dies nicht zu schätzen, weil sie vielleicht selbst zu solcher Entsagung unfähig sind. Es ist doch wohl kein Zufall, daß Preußen Leute wie Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Kant, Wilhelm I., Bismarck, Moltke und wie sie alle heißen mögen, hervorgebracht hat, Leute, die sich auch als Beamte gefühlt und dazu beigetragen haben, dem Staate und der Gesellschaft ein bestimmtes Gepräge zu geben. Sollten nicht auch Schule und Erziehung zu ihrem Teile mit-geholfen haben, den Kantischen Imperativ bei uns hoch zu Ehren zu bringen, und sollten sie nicht fortfahren, ihr Teil dazu beizusteuern?

Die vorstehenden Zeilen werden genügen, so hoffen wir, auch diejenigen, die sich mit Schulfragen nicht eingehend befaßen und im besonderen die Schul-systeme anderer Länder nicht genauer studieren können, darauf hinzuweisen, daß auch unsere alte Schule Kräfte in sich birgt, die für die Erziehung von großer Wichtigkeit sind und die gerade beim Vergleich mit anderen Schulsystemen hell

ins Licht treten. Ja, unsere Schule hat nicht bloß unterrichtet und zum Lernen angetrieben, sie hat auch erzogen, und glücklicherweise ist der alte Geist bis jetzt noch lebendig geblieben. Es dürfte einen nationalen Verlust bedeuten, wollte man diesen Geist völlig vernichten. Wir hoffen auch, daß sich gezeigt haben wird, wie eng scheinbar wenig bedeutende Fragen unserer Erziehung mit einer Fülle von wichtigen Erscheinungen des nationalen Lebens zusammenhängen. Wir möchten daher wünschen, daß niemand daran gehen möge, die Eigenart einer nationalen Institution zu beseitigen, ohne vorher nach allen Seiten hin prüfende Umschau gehalten zu haben. Nicht darum kann es sich bei einem Vergleich unserer Schulen mit denen des Auslandes handeln, alles zu ändern, nach rationalistischer Art ein anderes Erziehungssystem einzuführen, sondern darum, durch beständiges Abwägen und Prüfen Vorteile und Nachteile möglichst klar herauszustellen, Schwächen ständig zu bessern, Einseitigkeiten, die sich im Laufe einer langen Entwicklung herausbilden, einzuschränken, das Maß dessen, was verlangt werden soll, zu bestimmen. Wir sollen dies richtige Augenmaß dadurch gewinnen, nicht es verlieren. Professor R. Tombo jr. von der Columbia-Universität hielt kürzlich in Berlin einen Vortrag über den Einfluß der Deutschen in den Vereinigten Staaten. In außerordentlich lichtvoller, umfassender Darstellung gab er einen Überblick über das, was die Söhne unseres Volkes dort drüben auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben. Sehr vielen seiner Zuhörer, die über den Umfang und die Bedeutung dieses Einflusses nicht genügend unterrichtet waren, wird er geradezu Überraschendes geboten haben. Er stellte dann fest, daß das junge amerikanische Kulturvolk jetzt nicht mehr in demselben Maße wie früher von unserer Kultur abhängig sei, ja daß es seine Schuld jetzt abtrage, uns schon mancherlei Wertvolles gegeben habe und in Zukunft noch geben werde. Dankbar wird man dies anerkennen, sich aber auch freuen, daß Prof. Tombo zum Schluß in warmen Worten die Hoffnung aussprach, die Deutschen würden auch in Zukunft einen kulturellen Einfluß in den Vereinigten Staaten behaupten können. Dies würde aber gelingen, so meinte unser amerikanischer Freund, wenn sie fortführen, besonders diejenigen Eigenschaften zu pflegen, durch die sie ihn gewonnen hätten; darunter seien vor allem zu nennen: Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue.

Möge das Steglitzer Gymnasium fortfahren, diese Eigenschaften zum Segen unserer Jugend und unseres Volkes zu pflegen!

C. B r i n k m a n n ,
Oberlehrer am Gymnasium zu Zehlendorf.